N 9853 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

ZEICHEN DER ZEIT
Nach dem Tod des „Lieblingsjüngers"

Gertrud Pollak
Auf der Spur neuer Verbindlichkeit
Zur Bindungsform schönstättischer Säkularinstitute

A. Nurit Stosiek
Menschenwürde ohne Gott?

Marieluise Becker
Der Gott unseres Herzens

Priska Volk
Kreuz der Einheit – Lebensbaum Schönstatts

Raimund Stockinger / Heinrich Walter
Reflexionen zum Jugendfest in Oberkirch

Stephan Hegglin-Besmer
Wanderschule in Schönstatt

BUCHBESPRECHUNG

28. Jahrgang Heft 3 August 1994

ZEICHEN DER ZEIT
Nach dem Tod des „Lieblingsjüngers“
(R. Birkenmaier) 97

Gertrud Pollak
Auf der Spur neuer Verbindlichkeit
Zur Bindungsform schönstättischer Säkularinstitute 99

A. Nurit Stosiek
Menschenwürde ohne Gott? 108

Marieluise Becker
Der Gott unseres Herzens 117

SCHÖNSTATT SPIRITUELL
Kreuz der Einheit – Lebensbaum Schönstatts
(P. Volk) 126

SCHÖNSTATT INTERNATIONAL
Brannte uns nicht das Herz?
Reflexionen zum Jugendfest in Oberkirch
(R. Stockinger / H. Walter) 128

Wanderschule in Schönstatt
(S. Hegglin-Besmer) 137

BUCHBESPRECHUNG 143

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISBN 0341-3322

Verleger:	Schönstatt-Patres Deutschland e.V.
Verlagsanschrift:	Patris Verlag, Postfach 1162, D-56171 Vallendar-Schönstatt
Redaktionskomitee:	Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada
Anschrift der Redaktion:	Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 1162, D-56171 Vallendar
Herstellung:	Fuck, Druck + Verlag, Rübenacher Straße 88 56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 28,00 zzgl. DM 5,00 Porto und Versand. Ausland DM 28,00 zzgl. DM 8,00 Porto und Versand. Preis des Einzelheftes DM 7,50 zzgl. Porto und Versand.

ZEICHEN DER ZEIT

NACH DEM TOD DES „LIEBLINGSJÜNGERS“.

Jede geistliche Erneuerungsbewegung könnte man verstehen als eine geistgewirkte Neuaktualisierung biblischer Vorgänge. Von einem originellen Ausgangspunkt aus und in einer besonderen Einwirkung des Heiligen Geistes wird das Ursprungsgeschehen des christlichen Glaubens ganz neu entdeckt. Auch die Nachfolge Jesu wird in einem charismatischen Aufbruch um eine Gründergestalt neu vergegenwärtigt. Das ist kein unbilliger Anspruch und keine maßlose Selbstüberschätzung von Gründern und ihren Gefährten, sondern eine geistliche Erfahrung, die die ganze Kirchengeschichte geformt hat. Das gilt so sehr, daß es Christusnachfolge im Sinne des Ordenslebens jeweils nur in konkreten Ausprägungen gibt, die sich einer solchen geistgewirkten Vergegenwärtigung des biblischen Geschehens in einer großen Gestalt verpflichtet wissen.
In einem demütigen Ernstnehmen der geistlichen Erfahrung und Wegführung gehört das auch zum Selbstverständnis Schönstatts: um den Gründer, Pater Josef Kentenich, ist ur-christliches Leben neu aufgebrochen und vergegenwärtigt. Immer im Wissen um das Unvergleichliche und den schier endlosen Abstand ist die Geschichte Schönstatts erlebt worden als originelle Nachvollzug und geistlicher Mitvollzug des Jesuslebens.

Am 19. Mai 1994 ist Pater Alex Menningen, ein entscheidender Mitgründer Schönstatts und treuer Weggefährte des Gründers, fast 94jährig verstorben. Wenn man für ihn ein biblisches Bild sucht, drängt sich förmlich das des Lieblingsjüngers auf. Viele einzelne Züge ließen sich meditativ übertragen: die jugendliche Berufung, die liebende Beziehung, das Erschließen des am Herzen Gehörten, das Mitgehen unter das Kreuz, die Lebensgemeinschaft mit Maria, der geistige und geistliche Reichtum...
Eine meditative Parallele ist auch das hohe Alter, in dem der Lieblingsjünger nach der gängigen Überlieferung verstorben ist. So undramatisch der Tod war, so einschneidend ist das in etwa damit verbundene dogmatische Datum: der Tod des letzten Apostels. Erst in einem gewissen Abstand wird sichtbar, daß hier in einem zwar stillen und allmählichen Ausklingen doch etwas Irreversibles geschehen ist, das eine neue Epoche markiert: die Zeit nach den ersten Zeugen. Sicher gab und gibt es in dieser Phase sich überschneidende Vorgänge: Menschen, die noch wichtige Abschnitte miterlebt und mitgestaltet haben. Aber die Zeugen des ersten Anfangs leben nicht mehr, der Lieblingsjünger ist gestorben.

Mehr als einzelne Botschaften, die Pater Menningen hinterlassen hat, scheint mir die Tatsache seines Todes selbst eine Botschaft zu sein. Nicht

mit der Messerschärfe eines Datums als vielmehr mit dem Gewicht einer unumkehrbaren Entwicklung ist die geistliche Gemeinschaft, die sich dem Charisma Pater Kentenichs verdankt, nun eingetreten nicht nur in die Zeit nach dem Tod des Gründers, sondern auch in die Zeit nach den ersten Zeugen. Diejenigen, die bisher authentische Zeugen des Anfangs waren und deren Lebensaufgabe darin bestand, zurückzuverweisen auf den Ursprung und ihn zu bezeugen, haben ihre Aufgabe erfüllt. Das war und bleibt ihre Sendung, die in dieser Weise von niemandem übernommen werden kann, weil sie einmalig war. In diesem Sinne gibt es keine neuen „Apostel"; das Ursprungsgeschehen ist abgeschlossen. Und doch: In doppelter Weise geht ihr Dienst weiter im niedergelegten Zeugnis und in denen, deren (amtliche) Berufung darin besteht, die Gemeinschaften geistlich zu leiten. (An das Charisma der „Propheten" als zweite Säule sei hier nur erinnert.) Was Gott uns anvertraut hat, ist zwar niedergelegt in Schriften, die uns die ersten Zeugen überliefern. Die Überlieferung aber ist im katholischen Verständnis immer angewiesen auf die personale Weitergabe und Aktualisierung: Das Urzeugnis kann nur bewahrt werden, wenn es in der lebendigen Weitergabe gleichzeitig bewahrt, weitergegeben und entfaltet wird.

An dieser Stelle beginnt die Sendung der Heutigen und der Kommenden. Die innere Gestalt bleibt die des Lieblingsjüngers, der idealtypisch für alle steht, die mit einem liebenden Herzen mitgehen und keine andere Sorge haben, als daß es möglich ist, aus dem Ursprungsgeschehen zu schöpfen. Und doch geschieht dies jetzt nicht mehr im Sinne der ersten Zeugen, sondern im Heiligen Geist, der schenkt, daß das Zeugnis der Zeugen so neu gehört wird, daß es Geist und Leben und Tat wird. Wer heute und in Zukunft in diesem übertragenen Sinne Lieblingsjünger sein will, muß sich um die gleiche Liebe und innere Nähe bemühen, wie sie uns im Leben von Pater Menningen begegnet. Aber es muß auf die Fürsprache Mariens hin ein Wunder geschehen: „Selig, die nicht sehen und doch glauben" (Joh 20,28). Die im Geiste des Lieblingsjüngers Johannes geschriebenen Johannesbriefe betonen neben der Rückbindung an das Zeugnis der Zeugen noch ein entscheidendes Kriterium, um in der Gemeinschaft des überlieferten Wortes Gottes zu bleiben, nämlich „nur das, was wir von Anfang an hatten: daß wir einander lieben" (2 Joh 5).

R. Birkenmaier

Gertrud Pollak

Auf der Spur neuer Verbindlichkeit*

Zur Bindungsform schönstättischer Säkularinstitute

Das Jahr 1994 hat für die schönstättischen Säkularinstitute eine überraschende Bedeutung erlangt: drei Institute erhielten die endgültige päpstliche Approbation ihrer Satzungen (Marienschwestern, Schönstattpatres und Frauen von Schönstatt). Darüber hinaus hat der Heilige Vater ihnen durch ein besonderes Privileg eine Ausnahme vom kanonischen Recht zugebilligt, die ihre Bindungsform und deren mögliche Auflösung betrifft. Damit ging eine Hoffnung Pater Kentenichs in Erfüllung.
Wenn man versucht, dieses Ereignis nicht punktuell oder zu speziell auf gemeinschaftsinterne Regelungen hin zu betrachten, sondern den Ursprüngen und Zusammenhängen in der Geisteswelt Pater Kentenichs nachzuspüren, dann öffnet sich ein weiter geistiger Raum. Wenn es bei dem päpstlichen Privileg um *Bindungsformen* geht, ist das ein Teilaspekt der viel weiter reichenden Frage, was für Pater Kentenich Bindung und Verbindlichkeit eigentlich bedeutet hat. Damit sind wir auf der Spur neuer Verbindlichkeit. Ich möchte zu vier Schritten einladen.

I. ANKNÜPFUNG AN EINEN GRUNDZUG DER ZEIT: BINDUNGSNÖTE UND HANG ZUR UNVERBINDLICHKEIT

Zweifellos erleben wir derzeit ungewöhnlich viele große Umbrüche in unserer europäischen Gesellschaft, aber auch weltweit. Eine zentrale Auswirkung dieser Umbrüche auf unsere Kirche möchte ich in Blick nehmen. Viele Stützen und Sicherungen der Großkirchen sind inzwischen gefallen: geistige, politische, finanzielle... Die eigentliche Überlebensfrage für die Kirche wird sich aber nicht an solchen Einzelfaktoren entscheiden, sondern daran, ob Menschen sich weiterhin aus Glauben an diese konkrete Kirche binden, sich ihr zugehörig fühlen und das konsequent - eben verbindlich - leben, indem sie ihr Christsein inmitten der Prozesse gesellschaftlichen Wandels verläßlich im Alltag konkretisieren - und das, ohne von außen dafür Ansehen zu ernten, eher das Gegenteil.
Solche Christinnen und Christen gibt es Gott sei Dank heute - als einzelne und als Gruppen. Inmitten antireligiöser Erscheinungen und postsäkularer Zusammenbrüche gibt es intensive geistliche Aufbrüche, gerade auch unter

* Gekürzte Wiedergabe eines Vortrags auf Berg Sion/Schönstatt am 10.6.1994

Laien - interessante Entwicklungen also, die das Religiöse neu präsent machen und beleben.
Allerdings entpuppt sich manche vielversprechende Gruppierung als Eintagsfliege. Manche Initiativen und neue Ideen begeistern leider nur kurzfristig. Die Katholikentags- oder Taizéspritze schützt oft nicht lange vor dem dann wieder rauhen Klima unter den Daheimgebliebenen. Das schmälert nicht den Wert solcher persönlicher oder gruppenbezogener Aufbrüche, aber sie haben oft keinen dauerhaften Bestand.
Ohne zu bewerten, einfach als Beobachtung gesagt: Mangel an Beständigkeit und Hang zur Unverbindlichkeit sind Phänomene, die wir nicht nur innerkirchlich, sondern gesamtgesellschaftlich nachzeichnen können. Eigenartige Inkonsequenz, Unverbindlichkeit und Unsicherheit beschränken sich auch keineswegs auf Jugendliche, sondern scheinen ein Charakteristikum heutiger Menschen offenzulegen. Einerseits herrscht ein ungeheures Freiheitsbedürfnis, auf der anderen Seite Verantwortungsschwäche, gestörte Bindungsfähigkeit und Suche nach Anlehnung. Im gesellschaftlichen wie im kirchlichen Raum gibt es die einen, die verunsichert sind und in all den Auflösungsprozessen wieder Verbindlichkeit suchen. Sie wollen Halt in festen Formen, möglichst klare Richtlinien und sichernde Vorgaben. Die anderen beseitigen letzte Reste an Verbindlichkeit, indem sie sich von allem lösen, was über Augenblicksentscheidungen hinausgeht - möglichst Befreiung von allen von außen verhängten Pflichten und selbst von den Konsequenzen eigener Entscheidungen. Dieser zweite Pol führt zu Konturenlosigkeit, Werteveränderungen und damit zum Abschmelzen kultureller und religiöser Milieus.
Wenn es stimmt, daß es eine Überlebensfrage für die Kirche ist, ob Christen verbindlich ihren Glauben in dieser Zeit leben, dann stellt sich die Frage: Gibt es zwischen den Extremen rigoristischer, fundamentalistischer Absicherungstendenzen und dem Ausverkauf alles Geltenden im Überbordwerden aller Regeln und Verantwortungen keinen goldenen Mittelweg? Wie geht und wie lernt man lebendiges, ursprungstreues und situationsgemäßes Christsein zwischen diesen beiden Polen?

II. DAS RINGEN PATER KENTENICHS UM NEUE VERBINDLICHKEIT

Mir scheint, daß ähnliche Fragen schon den jungen Pater Kentenich sehr früh bedrängten, bereits zu Beginn seiner Zeit als Spiritual seit 1912, vor allem aber auch später in der Ausgestaltung seiner Gründung: Was sind die Voraussetzungen, damit einzelne und ganze Gemeinschaften eine gesunde

Form an Verbindlichkeit finden, die sowohl der menschlichen Freiheit wie auch der Verantwortung Rechnung tragen?
Pater Kentenich ließ sich ein auf das Wagnis zwischen „Formversklavung und Formlosigkeit", wie er die beiden Pole treffend nennt, und machte sich daran, tragfähige, echte Bindungen anzustreben. Daß solche Vorgänge für ihn eine sehr komplexe Wirklichkeit sind, wird offenkundig in seinen vielen Bemühungen, immer die Gesamtrealität menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Verflochtenheiten im Blick zu haben: spirituelle, psychologische, pädagogische, soziologische Wirklichkeiten. Solche Ebenen sind zusammenzusehen, wenn es damals wie heute um die Frage geht: Wie kann ein Christ des 20. Jahrhunderts, ein Laie, sein Christsein verbindlich leben? Woher gewinnt er im Hin und Her zwischen unterschiedlichen Polen Halt im Sinne dessen, was Pater Kentenich „Pendelsicherheit" nennt? Er möchte Leben nicht einengen, möchte viel Freiheit lassen und zum Wagnis ermutigen. Er möchte aufkeimendes Leben, neue Initiativen wachsen lassen, ohne vorschnell zu beschneiden. Er will in seinen Gemeinschaften und in der Begleitung einzelner ein freies Spiel der Kräfte ermöglichen.
Damit dies gelingen kann, bedarf es nach seiner Meinung einer Gruppe, die in äußerster Freiheit die Konsequenz einer das ganze Leben umfangenden Gebundenheit durchträgt, also exemplarisch solche Verbindlichkeit vorlebt. Genau das waren und sind für ihn die Verbände seines Schönstattwerkes. Mit seinen Worten: „Wir müssen Gliederungen haben, die per eminentiam vorleben, was die Gesamtheit in etwa zu leben hat. Vor-leben! Der Strom des erhöhten, des gesicherten Lebens muß ausgehen von unseren Verbänden und von ihnen kondensiert und konzentriert hineinfluten in die ganze Familie" (Romvorträge IV, S. 108). Seine Sicht und Verwirklichung dieser inneren Suchspur waren die vorsehungsgläubige Konsequenz ganz persönlichen inneren Ringens und äußeren Kämpfens. Pater Kentenich hat immer wieder darauf hingewiesen, daß seit der Gründung der Marienschwestern 1926 gut 20 Jahre vergehen mußten, bis durch die Konstitution „Provida Mater" 1947 die Säkularinstitute kirchenrechtlich errichtet wurden. Damit wird deutlich, daß ein sicheres inneres Drängen in ihm und den Schwestern gelebt hat, das sich nicht irritieren ließ, obwohl lange keine Anzeichen dafür da waren, daß die Kirche eine solche Gemeinschaft ohne die herkömmlichen äußeren Formen und religiösen Bindungen anerkennen würde. Pater Menningen nannte die junge Schwesternschaft einen „Wildling in der Landschaft des kanonischen Rechtes". Beharrliches Ringen und Kämpfen um die neue Verbindlichkeit kennzeichnen den Weg Pater Kentenichs - eine Tatsache, die wir heute manchmal aus den Augen verlieren, weil vieles so selbstverständlich geworden ist. Daß unser Gründer bei aller Geduld nicht still und kopfnickend abwartete, sondern gesellschaftliche und kirchliche Entwicklungen auch aktiv vorantreiben wollte,

ließe sich an manchen Beispielen zeigen, die viel Kämpferisches an ihm offenlegen.
Nach seiner Rückkehr aus dem Exil sagte er 1965 in Rom: „Ich habe dieser Tage in der Religiosenkongregation das Prinzip aufgestellt: Das Recht muß sich dem werdenden und kommenden Leben anpassen, und das Leben muß sich nachher an dem so kodifizierten Recht orientieren. Die Kirche war bisher extrem traditionsgebunden. Sie hat also das Leben reguliert, wie es zum Teil nicht mehr existiert. Sie hat das frühere Leben kodifiziert. Und darin liegt jetzt der große Wurf, daß das kommende Leben kodifiziert werden muß. Es darf Sie deshalb nicht stören, wenn Krisen entstehen und Diskussionen hin und her gehen" (a.a.O., S. 63).
Mich überrascht und erstaunt beim Lesen der Gründertexte immer wieder neu, mit welcher Energie er unbeirrbar seine Linie weiterzieht. Woher hat dieser doch zutiefst einsame Mann diese Sicherheit, diese Kraft, Dinge voranzutreiben, auf die andere gar nicht kämen, für die ihn andere ablehnen? Was ist das für ein Mensch, der ohne Stolz, aber in tiefer Überzeugung und Ehrlichkeit sagen kann: „Der liebe Gott hat mich von Ewigkeit so geplant und innerlich so geführt, daß bei uns all die Dinge frühzeitig lebendig wurden und Formen annahmen, wie später die ganze Kirche gelenkt und geführt wurde" (a.a.O., S. 23 f.).
Diese prophetische Gewißheit zeigt sich beispielhaft in der zielklaren Aufbauarbeit bei seinen Gemeinschaften. Er ist der festen Überzeugung, daß die Zeit Gemeinschaften ohne die Bindung von Gelübden braucht.
In diesem großen Zusammenhang betrachtet, will uns die Gewährung des päpstlichen Privilegs an unsere Verantwortung erinnern: erstens dafür, daß wir auf diesem Feld der Bindungsproblematik etwas in unsere Zeitsituation einzubringen haben; zweitens, daß wir aus Treue zu unserem Gründer etwas weiterzuführen haben, wofür er viel investiert und zeitlebens gekämpft hat; und schließlich, weil es aus einem gottgeschenkten Charisma rührt, das wir über seinen Tod hinaus als Schönstattfamilie weiter fruchtbar machen sollen.

III. VORGANG UND BEDEUTUNG DER PRIVILEGIENGEWÄHRUNG

Als 1983 endlich das neue Kirchenrecht promulgiert wurde, galt als Devise, jetzt nicht so schnell daran zu rühren. Diese Tatsache sollte man einrechnen, wenn man den Brief auswertet, der mit Datum vom 25.1.1994 an die Generaloberinnen und -obern der schönstättischen Säkularinstitute geschickt wurde, in dem die römische Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gemeinschaften des apostolischen Lebens mit-

teilt, daß der Heilige Vater den schönstättischen Verbänden ein Privileg gewährt.
Im kanonistischen Sinn hat er damit in einem besonderen Rechtsakt auf Dauer von zwei Canones des neuen Kirchenrechts entbunden: 1. von CIC can. 727 § 1, wonach „ein Mitglied, das nach endgültiger Eingliederung das Institut verlassen will, ... (nach) ernsthafter Prüfung der Angelegenheit vor Gott das Austrittsindult durch den obersten Leiter vom Apostolischen Stuhl zu erbitten" hat. Und es entbindet vom ersten Teil des can. 700: „Das Entlassungsdekret hat keine Rechtskraft, wenn es nicht vom Heiligen Stuhle bestätigt worden ist." Für unsere Säkularinstitute gilt das jetzt nicht mehr.
Diese vielleicht nüchtern und formal-rechtlich klingende Entscheidung des Papstes hat bei näherem Hinsehen mehrere Facetten:
1. Wenn Rom von diesen Canones entbindet, anerkennt es die seitherige, ausnahmsweise geduldete Praxis bei unseren Verbänden: wer nach ewigem Kontrakt austreten will, löst seinen Vertrag über die Institutsleitung, nicht über Rom.
2. In der Mitteilung aus Rom heißt es: „Durch diese Privilegien approbiert und sichert der Heilige Vater die Eigenart der heiligen Bindung, die Pater Kentenich den von ihm gegründeten Säkularinstituten gegeben hat."
3. Durch Privileg wird diese spezifische Bindungsform anerkannt, „damit sie (die Säkularinstitute) im Dienst des Verkündigungsauftrags der Kirche Sauerteig der Welt werden". Diese Bedeutung unterstreicht der sich anschließende Wunsch: „Möge die Gewährung dieser Privilegien für das Institut ein Ansporn sein, seinem Charisma im Dienst an Kirche und Welt immer mehr zu entsprechen." Was hier passiert, wird demnach nicht nur als interner Gunsterweis für diese Institute gewährt, sondern als Vorgang gesehen, der zutiefst auch Auswirkungen auf Kirche und Welt zeitigen soll.
Das Privileg fordert damit unseren Einsatz für die Sendung Schönstatts im Dienst an der Weltsendung der Kirche. Aber auch Rom ist mit dem Privileg uns gegenüber neue Verbindlichkeiten eingegangen: Der Heilige Vater „sichert" diese heilige Bindung. Das nimmt uns in Pflicht, mit dieser Freiheit gewissenhaft umzugehen. Der Papst traut uns, traut den Institutsleitungen zu, daß sie dieses Sonderrecht verantwortungsvoll anwenden. Ich halte es für beachtlich, daß in der derzeitigen römischen Phase, in der – von außen betrachtet – eher das Festschreiben und engere Einbinden Praxis ist, in unserem Fall so großzügig Rechte abgegeben werden. Wichtig scheint mir die im Vorgang steckende Hoffnung, daß manche in Rom vielleicht doch erahnen oder gar verstehen, daß hinter lockeren äußeren Bindungen unserer Säkularinstitute um so mehr innere Verbindlichkeit und stetes Mühen um den Geist der Gelübde, um Treue und Gehorsam liegen können.

IV. DIMENSIONEN UND CHANCEN DER VERANTWORTUNG

Die Säkularinstitute als exemplarischer Fall

Schon oben wurde daran erinnert, daß unser Gründer seine Verbände als neue Lebensaufbrüche und Gemeinschaftsformen verstand, die exemplarisch ausprägen, was ganz Schönstatt leben soll. Bei der Anerkennung der Marienschwestern 1948 betonte er zum Beispiel, daß hiermit die Uridee Schönstatts von einem neuen Menschentyp gutgeheißen sei. Im Gesamt der Kirche wertet er die Säkularinstitute als neuen Zweig am Baum der Ordensgemeinschaften, der genau den Notwendigkeiten der Zeit entgegenkommt. Sie entsprechen dem Mühen des Konzils um neue Präsenz der Kirche in einer gänzlich veränderten Zeit und haben tragende Bedeutung für den Weltauftrag aller Christen.

Vom geschichtlichen Fortgang her hat sich die Einschätzung der Säkularinstitute im Laufe der letzten Jahre etwas verschoben. Genau besehen sind sie nicht mehr etwas revolutionär Besonderes. Die Verschiebungen im Ordensleben - etwa der Abschied von äußeren Unterscheidungsmerkmalen, neue Apostolatsgebiete u.ä. - fragen die Kontur und die unterscheidende Zielgestalt der Säkularinstitute neu an. Sie werden sozusagen durch äußerlich unerkennbares Ordensleben von „rechts" überholt und gleichzeitig von „links" überflügelt durch neue geistliche Bewegungen und andere zeitgemäße Formen religiösen Gemeinschaftslebens. Von daher ergibt sich aus der Denkrichtung unseres Gründers der Anspruch, die Säkularinstitute eben nicht primär als kanonistische Kategorie zu preisen, sondern ihre Wurzeln und ihren originellen Mutterboden neu fruchtbar zu machen. Ihm ging es nie vordergründig um das äußere Erscheinungsbild, sondern um die innere Grundeinstellung. Daß Menschen so leben wollen, hat seinen Ursprung in der Berufung durch Gott und seine Auswirkungen in einer Form intensiven Glaubens. Deshalb haben die schönstättischen Säkularinstitute auch eine Bedeutung für unsere Art zu glauben.

Das Besondere am Lebensentwurf der Säkularinstitute, daß sie Laien bleiben und doch aus tiefem Glauben verbindlich nach den Evangelischen Räten leben, macht unser Gründer weder an Formen noch an Apostolatsfeldern fest. „Das Mark- und Kernstück aber liegt darin, daß wir s e i n s m ä ß i g in beide Stände hineinragen und beide Pole miteinander verbinden wollen; daß wir also seinsgemäß das Leben des Weltmenschen, des Laien, und seinsgemäß das Leben des Ordensmannes leben. Verstehen Sie bitte, es hängt so viel davon ab, daß wir letzte Zusammenhänge sehen" (Romvorträge IV, S. 92). Was heißt das praktisch? „Wie rage ich denn seinsgemäß in die Region des Laien hinein? Die Antwort: dadurch, daß dieselben Bindungen, die normalerweise dem Laien zugänglich sind, auch von

mir aktualisiert werden, daß das auch meine Bindungen sind. Von welcher Bedeutung ist es, daß wir als Gemeinschaft keine Gelübde ablegen!" (a.a.O.). Das gilt analog für seine Priesterinstitute.
An den Säkularinstituten wird also die Tiefenstruktur der Bewegung offenkundig. „Wir haben die Säkularinstitute zu diesem Studium ausersehen, weil sie nach dem Gesetz der ausgezeichneten Fälle per eminentiam alles in sich begreifen, was die anderen Gliederungen secundum quid, also in sinngemäßer Anwendung, verwirklichen wollen" (a.a.O., S. 67). Die Privilegiengewährung ist genau so auszuwerten.
An der Bindungsform, der Vertragsweihe, möchte ich das noch kurz aufschlüsseln, denn nach Auffassung unseres Gründers ist die Vertragsweihe „Symbol für einen ganzen Lebensstil" (a.a.O., S. 110 f.).
Schönstättische Säkularinstitute kennen nur naturgesetzliche Bindungen, also Verpflichtungen, wie sie jeder Laie eingehen kann. Diese Bindung ist ein wesentliches Kriterium für den weltlichen Charakter der Säkularinstitute.
Paradigmatisch möchte ich einige exemplarische Züge beleuchten in ihren konkreten Auswirkungen auf ganz Schönstatt und für vier Bereiche kurz aufzeigen, inwiefern Pater Kentenich mit seiner Idee der Säkularinstitute einen ganzen Lebensstil ausgeprägt hat, in dessen Bindungen sich eine neue Form von Verbindlichkeit spiegelt.

Spuren neuer Verbindlichkeit für das Gesamtwerk

1' Auswirkung für den einzelnen: *„Weg von der äußeren Form, hin zur inneren Haltung"* (a.a.O., S. 14). Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob der Gründer mit diesem Leitsatz den erwähnten Pol der Formlosigkeit anziele. Sein Weckruf geht aber eindeutig in eine andere Richtung: „Weg vom rein Formalistischen" (a.a.O., S. 84). Das muß beim einzelnen beginnen. „Das ist die große Tragik des heutigen Menschen, daß er eine Kunstschicht um sich herum hat. Was lebendig ist, ist die Kunstschicht, aber nicht der Kern der Seele. Alles ist verfärbt, alles ist umwoben mit allem möglichen Stoff, der gar nicht dahin gehört und erst wieder zerschlagen werden muß" (a.a.O., S. 94). Formen allein tragen nicht, sie brauchen Beseelung, damit Gleichgewicht herrscht zwischen dem, was wir außen darstellen und dem, was wir innerlich meinen und sind.
Das funktioniert aber nicht von allein, deshalb: *„Neue Lebensformen verlangen neue Lebensformungen."* Wo landen Menschen heute, wenn sie aus sichernden Strukturen und vorgegebenen Formen aussteigen? Wie schnell wird der moderne Mensch zum Spielball von Zeitströmungen (d.h. fremdgesteuert) oder seiner Stimmungen. Pater Kentenich möchte es nicht der Tagesform überlassen, wo ein Mensch sich anbindet. Er möchte, daß wir

innere Haltung durch Lebensformung, durch selbst- und fremderzieherische Prozesse lernen. Bindungspädagogik ist angesagt! Die neuen Lebensformen berücksichtigen die Gesamtverflochtenheit menschlichen Lebens, alles gehört zueinander, der ganze Bindungsorganismus.
Das unterstreicht der nächste Leitsatz: *„Den ganzen Menschen sanieren"* (a.a.O., S. 86). „Wir wollen den ganzen Bindungsorganismus. Es fragt sich nur: wo fangen wir an, um den g a n z e n Menschen wieder zu sanieren? Sollen wir oben anfangen?" Schönstatt hat sich entschieden, normalerweise von unten anzufangen, „die Natur von unten zu sanieren. Wenn wir die Natur wieder tragfähiger gemacht haben, können uns Strömungen begegnen, die die Übernatur lebendig machen wollen" (a.a.O., S. 86 f.).

2' Diese wachsame Berücksichtigung natürlicher und naturgesetzlicher Gegebenheiten ist auch im menschlichen Miteinander zu beobachten. Deshalb der Leitsatz: *„Bindung nur, aber auch soviel als notwendig."* Dieser Leitgedanke läuft der vorkonziliaren Mentalität quer, dem aufbrechenden Leben aber kommt er ganz entgegen. Pater Kentenich versucht wirklich den Balanceakt zwischen Formversklavung und Formlosigkeit, er stellt seine Lösung in die Mitte zwischen beiden: „Bindung n u r, aber a u c h soweit als nötig, Freiheit soweit als möglich, darüber hinaus - jetzt kommt das Bedeutungsvollste: unausgesetzt tiefe und gesicherte Geistpflege!" (a.a.O., S. 50). Gemeinsames Charakteristikum des neuen Menschen- und Gemeinschaftsbildes sind in Entfaltung dieser Art der Bindungen die Grundwerte Freiheit und Hochherzigkeit. Wir könnten uns fragen: Ist das unser Lebensgefühl?

3' Aus den Konsequenzen für alle Lebensbereiche möchte ich noch ein Feld herausgreifen: Auswirkungen auf die Glaubensmentalität. Hier heißt der Leitsatz: *„... kraft unseres Liebesbündnisses"* (a.a.O., S. 102).
Heutige Christen und Christinnen haben eine beeindruckende Fülle an Frömmigkeitsformen entwickelt. Formen allein helfen aber wohl kaum, daß aus dem Spagat zwischen dem Ablegen unverständlicher Riten und dem Ausprobieren von allem Möglichen - heute so, morgen anders - eine personale Religiosität wächst. Persönlich angewachsen ist Religiöses nur, wenn Liebe uns bindet. Der Focus schönstättischer Spiritualität liegt deshalb auf dem Liebesbündnis, in dem die intensivste Form der Freiheit und der Bindung in eins kommen. Ein personales Bündnis aus Liebe und (um der Beheimatung willen) auch lokale Gebundenheiten sind deshalb die spirituellen Grundimpulse einer solchen Glaubensmentalität in neuer Verbindlichkeit. Vieles kann ablenken vom Göttlichen, manches gefährden, schaden wird es nicht, solange ein Liebesband hält. Das leitet nahtlos in den nächsten Leitsatz: *„Anstelle der schwachen Bindungen nach unten um so stärkere Bindungen nach oben suchen"* (Kindsein vor Gott, S. 127).

Für Pater Kentenich spielt es eigentlich keine entscheidende Rolle, daß Menschen im säkularen Milieu heute allem Möglichen begegnen und sich nicht in Schutzzonen zurückziehen können, wie traditionell Klostermauern verstanden wurden. Er faßt die Tragfähigkeit einer gesunden Gottesbeziehung inmitten der Welt in ein sprechendes Bild: „Wir stellen eine Hängebrücke dar, die Ordensleute eine Stützbrücke" (Brasilienterziat I, S. 99). „Eine Hängebrücke kann genauso viel tragen wie die andere Brücke. Das ist das Wesentliche." Was besagt dann Hängebrücke? „Die Brücke muß oben hängen, am Ideal hängen" (a.a.O., S. 122).

4' Ein Grundzug solcher Glaubensmentalität aus neuer Verbindlichkeit ist auch fast 30 Jahre nach dem Vatikanum II noch immer gefragt: *„Wir wollen weltfähig werden"* (Romvorträge IV, S. 26). „Wollen wir weltfähig werden, d.h. in der Welt existieren können, ohne die Verbindung mit dem lieben Gott zu verlieren ... (dann heißt das), in einer Welt leben können, die kein religiöses Enklave mehr kennt... Weltfähig zu sein, ohne weltsüchtig zu werden ... in einer solchen Welt heißt es nun standfest zu sein, nicht nur gottaufgeschlossen, sondern gottessüchtig zu sein, um die Weltsüchtigkeit zu überwinden" (a.a.O., S. 26 f.). Hier geht es nicht um ein entweder-oder: entweder fromm oder tüchtig in der Gesellschaft. Hier geht es um ausgewogene, gesunde Welt- und Gottgebundenheit. Für unsere Alltagsspiritualität und die Pastoral ergeben sich daraus weitreichende Akzentverschiebungen, die in einem letzten Leitsatz angedeutet sein sollen: *„Wir sollen zur Welt kommen"* (a.a.O., S. 28). Wir können nicht darauf warten, daß wir Menschen, die ihre Verbindung zur Kirche gelöst haben, in unseren binnenkirchlichen Archen antreffen. Wir müssen zu ihnen, „wir sollen zur Welt kommen". Das ist kein leichtes Unterfangen, es wird die neue Verbindlichkeit im Alltag mächtig auf die Probe stellen und bleibt dennoch unser apostolischer Auftrag, mit dem wir das konziliare Weltverständnis und -verhältnis praktisch leben sollen.

Die beispielhaft vorgestellten Auswirkungen neuer Verbindlichkeit müssen wir miteinander weiterdenken und vor allem als einzelne umsetzen im Denken und Tun unseres Alltags. Als einzelne und als Gliederungen könnten wir dann zu den Christinnen und Christen gehören, die zur heutigen Überlebensfrage der Kirche Antworten praktizieren. Aus der inneren Verbundenheit mit unserem Gründer und der Entschiedenheit für seine Sendung könnten wir zwischen Formversklavung und Formlosigkeit Kirche und Welt anstecken mit seiner neuen, von innen gewachsenen Form der Verbindlichkeit. Die Privilegsgewährung könnte dazu ein echter neuer Impuls sein.

A. Nurit Stosiek

Menschenwürde ohne Gott?

Jede Zeit hat ihre Themen, in denen sich der geistige „Grundwasserspiegel", Denkweise, Wertempfinden und Lebensgefühl verdichten.
Für unsere Zeit ist „Menschenwürde" ein solches Thema. Der von seinen Ursprüngen her christliche Begriff hat in der gesellschaftlichen Diskussion eine Phase allgemeiner Anerkennung durchlaufen, wenn auch um den Preis nachlassender Konturen beziehungsweise unterschiedlicher Interpretationen. In den neueren ethischen Diskursen - und mehr noch in der gesellschaftlichen Praxis - scheint Menschenwürde als Begründungstopos zunehmend an Bedeutung zu verlieren. Von manchen wird die Berufung darauf entschieden abgelehnt.
Immer wieder ist dann die Meinung zu hören: Wenn hier schon „konsensfähigere" Argumentationswege wie etwa der gerechtigkeitstheoretische bzw. diskursethische nicht „greifen", dann wird es noch viel weniger bringen, im philosophischen Kontext christliche Sichtweisen einzuspielen.
Ich behaupte im folgenden das Gegenteil, nämlich: Christlich fundierte Argumentation ist nötig, damit Menschenwürde auch *philosophisch* konsistent begründet und gesichert werden kann.
Ich versuche, das in einigen Thesen kurz zu zeigen. Zunächst ein Argument von der *existentiellen* Ebene aus:

Nur transzendente Fundierung bewahrt menschliche Würde vor Funktionalisierung

In einer Bundestagsdebatte zu dem Solinger Anschlag im vergangenen Jahr wurde Ratlosigkeit darüber laut, was zu tun sei, daß „wir nicht eine Gesellschaft von Zynikern werden, die von allem den *Preis*, von nichts den *Wert* kennt". Was hier mit einem Wort des Schriftstellers Oscar Wilde prägnant auf den Punkt gebracht wird, ist die Funktionalisierung des Menschen. In immer mehr Bereichen unserer Gesellschaft wird es üblich, den einzelnen im Kosten-Nutzen-Kalkül entsprechend der Summe seiner potentiellen Leistungen und seiner Vorzüge zu bewerten. Auf der Strecke bleiben Menschen, denen Eigenschaften fehlen, „mit denen sich auf dem Markt ein Preis und in der Politik Aufmerksamkeit erzielen läßt"[1]. Ein aktuelles Beispiel ist die Auffassung in dem heiß diskutierten Buch „Should the baby

1 So Konrad Adam in der FAZ vom 18. Juni 1993, 33. Adam bezieht diese Aussage auf den desolaten Zustand von Kindern und Jugendlichen.

live?"[2], verfaßt von der deutschstämmigen Genetikerin Helga Kuhse und dem australischen Philosophen Peter Singer. Darin wird vertreten, daß schwergeschädigte Neugeborene, auch mongoloide, in bestimmten Fällen wegen geringer Lebensqualität getötet werden sollten. Was das Buch beschreibt, ist keine Einzelmeinung.[3] Es entspricht einer verbreiteten Werthaltung. So berichtete ein Ordinarius für Medizin, er habe im Vorübergehen das Gespräch zweier auf einer Parkbank sitzender Frauen gehört - die eine hatte im Kinderwagen ein gesundes Kind, die andere ein mongoloides. Die Frau mit dem gesunden Kind hätte - mitleidig-vorwurfsvoll - zu der anderen gesagt: „*So* ein Kind bräuchten Sie heutzutage doch wirklich nicht mehr zu bekommen!" - Beispiele dieser Art gibt es reichlich.

Die erste Prämisse dieses Denkens läßt sich so formulieren: *Wo menschliche Schwäche und Uneffizienz, da ist keine Würde.*

Der christliche Philosoph Gabriel Marcel nimmt dasselbe Faktum und formuliert daraus die konträre Prämisse: *Wo menschliche Schwäche und Uneffizienz, da ist Würde, da tritt sie sogar am klarsten hervor.*

Die spezifische Umwertung ergibt sich dadurch, daß Marcel den transzendenten Grund in die Argumentation einbezieht: In der menschlichen Schwäche wird Endlichkeit erlebbar. Sie ist Indikator für Geschöpflichkeit. Geschöpflichkeit aber bedeutet nicht nur Grenze, sondern vor allem: Teilhabe am Reichtum des Schöpfers.

So kann Marcel sagen: Je mehr wir dem Menschen in seiner Schwäche begegnen, um so klarer zeigt sich der eigentliche Grund seiner Würde: die Teilhabe an der göttlichen Heiligkeit, biblisch: die Gottebenbildlichkeit.

Diese Würde ist dort am offenkundigsten, wo nach funktionalen Gesichtspunkten „noch nichts oder nichts mehr" zu holen ist: beim alten Menschen - er dient zu nichts und ist deshalb ehrwürdig - und beim Kind. Dieses kann noch zu nichts dienen.[4]

Es ist bezeichnend, daß gerade alte Menschen und Kinder in Gesellschaften mit hohem Ethos besonders geachtet waren. Diese Achtung ist nur möglich, wo es gelingt zu zeigen, daß der Mensch nicht einen Preis, sondern Würde als „im eigentlichen Sinn heilige Qualität"[5] hat.

Schon *Kant* hatte diesen Aufweis versucht. Aber erst eine transzendente Begründung im eben geschilderten Sinn gibt dem Argument Stimmigkeit. Sie läßt sich in die Maxime fassen: Je mehr Gott für mich bedeutet, desto höher steigt mein eigener Wert. Der Satz ist auch umkehrbar: Wir beobachten, daß in Gesellschaften, denen Gott nichts bedeutet, auch der Mensch entwertet wird.

---

2 Helga Kuhse, Peter Singer, Should the baby live?, Oxford 1985.
3 Ähnlich argumentieren John Leslie Mackie, Bettina Schöne-Seifert, Norbert Hoerster u.a.
4 Vgl. G. Marcel, Die Erniedrigung des Menschen, Frankfurt 1964, 157.
5 Ders., Die Menschenwürde und ihr existentieller Grund, Frankfurt 1965, 155.

Die zweite These bezieht sich stärker auf die Diskursebene:

Erst transzendente Fundierung ermöglicht den Aufweis, warum jeder Mensch personale Würde hat.

„Wenn gesagt wird, das Leben sei heilig, so meint man menschliches Leben. Aber weshalb sollte menschliches Leben besonderen Wert haben?"[6]
Diese Frage stellt der schon genannte Philosoph Singer. Damit will er sagen: Menschliches Leben als solches hat keinen besonderen Wert.
Singers philosophisches Koordinatensystem ist der Utilitarismus in seiner konsequenzialistischen Verfeinerung. Dieser hat als Maß - vereinfacht gesagt - die Maximierung des Nutzens bzw. der Lust. Und das bedeutet: Lust und Unlust haben Wertbewandtnis: Die Steigerung von Lust und die Vermeidung von Unlust sind gut, die Steigerung von Unlust und die Verhinderung von Lust sind schlecht.
Ziel ethischen Handelns ist somit die Vermehrung der Lustsumme, wobei jeder selbst bestimmt, was er für sich selbst als Lust verstehen möchte.
Da es Singer um die Vermehrung der Lustsumme in der Welt geht, wird der einzelne prinzipiell bewertbar: An seiner Fähigkeit, Lust zu empfinden und anzustreben, entscheidet sich sein Wert.
Nun kann, so Singer, nicht nur der Mensch, sondern jedes Lebewesen mit einem Zentralnervensystem Lust empfinden. Allerdings macht Singer dabei nochmals eine gravierende Unterscheidung:
Es gibt unter diesen Lebewesen solche, die sich ihrer selbst bewußt sind, also wissen, daß sie eine Vergangenheit und eine Zukunft haben, und entsprechende Interessen entwickeln. Solche Wesen mit Selbstbewußtsein sind höhere Tiere - zum Beispiel Schimpansen, Gorillas, Wale, Delphine - und Menschen, soweit sie erwachsen und gesund sind.
Diese Wesen nennt Singer *Personen*. Sie haben ein individuelles Recht auf Leben.
Alle übrigen bewußt-empfindenden Wesen - bei den Menschen Ungeborene, Kleinstkinder, schwer Geisteskranke und Bewußtlose - haben kein individuelles Recht auf Leben, sondern sind nur austauschbare „Gefäße" der Lust. Was das bedeutet, macht Singer selbst folgendermaßen klar:
Eine Frau erfährt, daß sie im zweiten Monat schwanger ist. In fünf Monaten will sie an einer Bergsteigerexpedition teilnehmen. Da sie fest vorhat, auf jeden Fall nach dieser Expedition ein Kind zu bekommen, kann sie das Ungeborene ohne Bedenken abtreiben, da es ja in einigen Monaten durch

6 Peter Singer, Praktische Ethik (PE), Stuttgart 1984, 101 f.

ein neues Kind „ersetzt" wird. Damit verzögert die Abtreibung „lediglich den Eintritt einer Person in die Welt"[7].

Wer die Tötung eines gesunden Kindes, das noch nicht zum Verstandesgebrauch gekommen ist, als moralisch indifferent betrachtet, wird bei einem schwerbehinderten Kind geradezu die Pflicht empfinden, dieses zu töten. Die Mutter wird dadurch frei, „lustfähigeres" Leben zur Welt zu bringen. Singer setzt immer wieder „schwerstbehindert" mit „unglücklich" gleich. Die Tötung eines solchen Menschen ist eine gute Tat, weil dadurch die Schmerzsumme in der Welt verringert wird.[8] Moralisch schlecht ist es geradezu, „wissentlich ein unglückliches (= schwerbehindertes) Kind in die Welt zu setzen"[9]. Daß hier wesentliche Dimensionen ausfallen, zeigt folgende Anfrage Jörg Fenglers, Professor für heilpädagogische Psychologie in Köln: Geht es dem schwerbehinderten Neugeborenen besser, wenn wir es töten? „Oder geht es uns selbst besser, ... wenn wir endlich von ihm erlöst sind? Oder ist es möglich, dieses kleine Wesen zugleich als Sinnbild unserer eigenen, ungesicherten Existenz zu begreifen? Trägt es mit seinem kurzen, schmerzbelasteten Dasein auf der Erde vielleicht gar eine Aufgabe für uns alle und verläßt uns wieder, wenn es sie erfüllt hat?"[10]

Diese sehr knappe Darstellung zeigt den harten Kern in Singers Argumentation: Es ist seine Sicht von Person.
Singer faßt Person *aktualistisch*: Nur wer aktuell über Ich-Bewußtsein und Rationalität verfügt, hat ein unbedingtes Lebensrecht. Streng genommen ist dann ein Schlafender nicht Person und darf getötet werden - ein Problem, das Singer nur streift.[11] Singers Personbegriff ist aktualistisch, weil er *empirisch* ist. Nur deshalb kann Singer auch höhere Tiere als Personen bezeichnen, weil er im Vergleich die spezifisch menschlichen Merkmale ausblendet. Er nimmt zum Beispiel nicht das Spezifische menschlicher Sprache in den Blick - Sprache als Sinnträger etwa -, sondern nur das Gemeinsame zwischen tierischer und menschlicher Kommunikation.[12]
Singer folgert nun ganz konsequent, menschliche Wesen, bei denen *empirisch* keine personalen Ausdrucksformen zu beobachten sind, seien keine

7 Vgl. Peter Singer, Praktische Ethik (PE), Stuttgart 1984, 166.
8 Vgl. PE 121.
9 Ebd.
10 Fengler, Ordnung, 20 f.
11 Vgl. PE, 114.
12 Vgl. zum spezifischen Unterschied zwischen tierischer und menschlicher Kommunikation den Beitrag des Leiters des Instituts für Psychologie an der Universität München, Prof. Dr. Lutz v. Rosenstiel: Ders., Entwicklung und Psychologie der Sprache - der Mensch als Mittelpunkt der Kommunikation, in: Springer-Magazin, FS 150 Jahre Springer, Berlin, Heidelberg, New York o.J., 16-21.

Personen. Der Fehlschluß liegt auf der Hand: Jemand, der gerade kein Klavier zur Verfügung hat, kann doch ein virtuoser Pianist sein. Ähnlich kann auch bei Menschen, denen durch einen Defekt der Natur die *Äußerungs*möglichkeit fehlt, Personalität vorhanden sein.

Der Mediziner Ulrich Eibach schreibt: „Diese radikalen Konsequenzen, die Singer aus seinem Ansatz zieht, lassen das fatale Gefälle eines Denkens offenbar werden, das die Menschenwürde nicht mehr ‚transzendent', ... sondern als einen empirisch aufzeigbaren Tatbestand versteht."[13]
Singers Grundthese, nicht jeder Mensch sei Person mit Würde, läßt sich nur entgegnen mit einem philosophischen Ansatz, der transzendente Wert- und Sinnoptionen enthält. Um einem endlichen, also bedingten Wesen, wie es der Mensch ist, *un*bedingte Würde zusprechen zu können, muß man die tragende Relation zu etwas Absolutem annehmen. Dieses Absolute muß *Person* sein, sonst könnte es dem Menschen nicht *personale* Würde geben. Nur ein philosophischer Denkansatz, der diesen personalen Absoluten als Angelpunkt menschlicher Würde annimmt, kann diese Würde unbedingt für jeden Menschen in jeder Verfaßtheit festhalten. Ein solcher Ansatz ist die christlich fundierte Argumentation.
Sie gibt im übrigen auch die nötige Flexibilität in der Argumentation mit menschlicher Würde. Dazu eine weitere These:

Transzendente Fundierung gibt gleichermaßen Sicherheit in der unverlierbaren Würde und das Bewußtsein: Ich kann meine Persönlichkeitswürde verspielen.

Diskussionen mit der Menschenwürde führen immer wieder in folgendes Dilemma: Wenn es sich um eine unverlierbare Werthaftigkeit der Person handelt, weshalb kann man dann die Menschenwürde verletzen?
Eine christlich fundierte Sicht bietet dafür folgende Verstehenshilfe: Jeder Mensch hat durch seine Teilhabe am Sein Gottes eine *grundlegende*, unantastbare Würde. Darin gründet die Autonomie des einzelnen: Seine Würde kommt ihm nicht von der Gesellschaft zu. Diese *gewährt* dem einzelnen nicht Würde, wie es etwa Systemtheoretiker oder Strukturalisten manchmal behaupten. Sie *gewährleistet* lediglich die Anerkennung der daraus fließenden Ansprüche: der Menschenrechte. Diese können verletzt werden, nicht aber ihr fundierender Grund. Das ist deshalb bedeutsam, weil so der Anspruch auf Achtung auch dort bestehen bleibt, wo er permanent mißachtet wird.

---

13 Ulrich Eibach, Zur „Menschenwürde" und zum „Lebenswert" unheilbar kranker, pflegebedürftiger und behinderter Menschen, in: Arzt und Christ 36 (1990), 78-94, 88.

Davon zu unterscheiden ist die *sittliche* Würde, die Fähigkeit, die eigene Persönlichkeit durch moralisches Handeln zu entfalten. Diese Würde kann, genau genommen, nur die Person selbst verletzen. Denn wer durch unsittliches Verhalten anderen schadet, verletzt nicht deren Würde, sondern die eigene. Umgekehrt kann jemand, der entwürdigend behandelt wird, auch noch darin seine Würde entfalten. Karl Jaspers erinnert hier an die „würdelose Würde Jesu", die offenbart, „was wir Menschen eigentlich sind und sein können"[14].

Die Feststellung, kein anderer könne mir meine Persönlichkeits-Würde nehmen als ich selbst, kann sarkastisch wirken bei den vielen Unmenschlichkeiten - ich denke hier zum Beispiel an die Vorgänge im ehemaligen Jugoslawien.

Aber ist es nicht gerade heute wichtig, dem einzelnen zu zeigen, daß er solchen Entwürdigungen nicht rückhaltlos ausgeliefert ist?

Als Pater Kentenich, damals Untersuchungshäftling des NS-Regimes, nach vier Wochen Dunkelhaft aus dem Keller stieg, meinte jemand: Er geht daher, als wenn er sagen wollte: Macht, was ihr wollt, mir und meinen Ideen gehört ja doch die Zukunft. Dasselbe empfanden die SS-Leute und Mitgefangenen in den Jahren von Pater Kentenichs Gefangenschaft im KZ Dachau.

Eine solche Haltung könnte man überheblich und „abgebrüht" nennen - beides aber wäre keine authentische Deutung. Pater Kentenich sagte von sich selbst, er hätte die Mißhandlungen, die er bei Mithäftlingen erfuhr, immer so durchgelitten, als wäre *er* der Entwürdigte.

Offenbar muß der lebendig vollzogene Glaube eine Kraft in sich haben, die dem Menschen in diesen Extremsituationen nicht nur das Gespür für die eigene Würde bewahrt, sondern ihn diese Würde sogar noch intensiver erleben und verwirklichen läßt.

Die „Gretchenfrage": Wie kann in unserem gesellschaftlichen Klima eine transzendente Verankerung gelingen?

Der Philosoph Max Horkheimer hat in einem Interview gegen Ende seines Lebens festgestellt: Gegen Mord gibt es eigentlich nur ein religiöses Argument.[15] Er plädiert damit nicht für den Mord, sondern für das religiöse Argument. Auch der Soziologe Peter Ludwig Berger hebt „die humanisie-

14 Karl Jaspers, Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung, München 1962, S. 474.

15 Vgl. Max Horkheimer, Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen, Hamburg 1971 (Stundenbücher, 97) 60 f.

rende Kraft der religiösen Perspektive"[16] hervor und macht auf entsprechende Spuren aufmerksam, die auf eine „Wiederentdeckung der Transzendenz"[17] in unserer Gesellschaft hinweisen.
Der Religionsphilosoph Bernhard Welte spricht von einem „integrativen Potential", das auch in unserer Gesellschaft wirksam ist. In diesem integrativen Potential ist das ursprüngliche Bewußtsein des Menschen gegenwärtig, vor allem sein Drängen zur Transzendenz, zur Religiosität. Die menschliche Würde wird in dem Maß gesichert, als es gelingt, diese ursprünglichen Kräfte im Menschen zu aktivieren.[18]

Es ist nicht so, als wäre eine christlich fundierte Argumentation mit der Menschenwürde für den modernen, denkenden Menschen unplausibel. Sie hat nur eine anders gelagerte Plausibilität: Um die Heiligkeit menschlichen Lebens zu verstehen, muß ich sie erlebt haben. Das führt von fachgerechtem Philosophieren nicht weg, sondern geradezu hinein. Denn Philosophie ist zunächst und vor jedem Argument Anerkennen von Erfahrung, von letzten Gründen, die sich selbst nicht mehr rational begründen lassen, sondern angenommen werden müssen.[19] Platon und Aristoteles sprechen vom Staunen, das am Anfang jeden Philosophierens steht.
Die „Gretchenfrage" ist nur: Wie läßt sich ein geistiges Umfeld schaffen, in dem dieses „integrative Potential" geweckt wird, in dem der moderne Mensch ein Gespür für menschliche Würde entwickelt?

Pater Kentenich hat diese Frage wahrgenommen und begonnen, einen Lösungsweg zu gehen zu einer Zeit, als die Problematik noch lange nicht so deutlich war wie heute. Das gibt seiner Antwort etwas Prophetisches. Dieser Weg besteht darin, zur Begegnung mit einem Menschen zu führen, in dem die Persönlichkeitswürde zu höchstmöglicher Intensität entfaltet ist: Es ist die Begegnung mit Maria.
Von Anfang an hatte er ein sicheres Gespür für die persönlichkeitsbildende Kraft, die die innere Verbindung mit Maria freisetzt - heute sprechen wir vom „Liebesbündnis". Diese Verbindung mit Maria schafft ein entsprechendes Klima, in dem der einzelne erlebt, was er selbst und was seine Mitmenschen *Gott* wert sind. Wenn Nietzsche meint, das Größte, was von einem Menschen gesagt werden könne, sei, daß er den Nächsten „um Gottes willen" liebt, dann ist das genau der Lebensvorgang, der sich im Liebesbündnis vollzieht. Das „um Gottes willen" ist in seiner reifen Form nicht

16 Peter Ludwig Berger, Auf den Spuren der Engel, Frankfurt 1970, 134.
17 Vgl. a.a.O. 133.
18 Vgl. Bernhard Welte, Die Würde des Menschen und die Religion, Frankfurt 1977, 36 ff.
19 So sagt es schon Thomas von Aquin In Eth I lec 1 n. 9 „Prima autem non possunt notificari per aliqua priora."

ein widernatürliches, vom Willen diktiertes Ja. Sondern es ist eine wirklich neue Wertebene, die noch im entstelltesten Menschen eine Kostbarkeit entdeckt: Gott. Pater Kentenich nennt das die *Durchsichtigmachung* menschlicher Kontingenz. Er sagt, wir sollten jeden Menschen sehen als „Spur Gottes, Ebenbild Gottes, Pilger Gottes, Erbe Gottes, Bote Gottes. Gott ist dabei besonders zu betonen"[20]. Diese Sicht läßt sich nicht antrainieren, das weiß jeder, der in entsprechenden Pflegeheimen Erfahrung hat. Aber der lebendige Kontakt mit Maria kann dieses Feingefühl als Geschenk vermitteln. Dann kommt es vor, daß eine junge Frau sich für die Krankenpflege entscheidet und darauf drängt, die am schwersten betroffenen Pflegefälle zu betreuen. Weshalb: „Bei diesen Menschen erfahre ich Gott so intensiv, wie sonst nirgends." Hier brechen neue Dimensionen des Menschseins auf, in denen gesunde Menschen Kranke als Geschenk erleben und auch so behandeln.

Prophetische Lösungswege sind schwer mitzudenken, wenn man sie nicht mitgeht. Aber wenn man sich darauf einläßt, tun sich Möglichkeiten auf, die vorher nicht denkbar waren. Das gilt auch für die Möglichkeit, modernen Menschen das weiterzugeben, was ich in diesem Artikel den „transzendenten Grund" menschlicher Würde nannte.

Zum Abschluß: Eine Erfahrung

Aus dem Anliegen, Menschen von heute für ihre personale Würde zu sensibilisieren, entstand die Idee, in der Bildungsstätte Marienland in Schönstatt eine ethisch-praktische Tagung zu veranstalten.
Das Spektrum des Vorbereitungsteams ging vom Philosophen über Theologen, Mediziner, eine Vertragsbereichsleiterin, eine in der Krebsforschung tätige Clinical Research Associate bis hin zum Systemanalytiker eines internationalen Autowerkes.
Die Tagung wurde in den Pfingsttagen, vom 21. bis 23. Mai 1994, veranstaltet. Die Beiträge - Vorträge, Gesprächskreise, Statements - waren aus der religiösen Überzeugung der Mitwirkenden geprägt und versuchten entsprechende Anregungen Pater Kentenichs zu vermitteln.
Von der Thematik her berührte die Tagung eher die Sachebene, und die Teilnehmenden waren daran auch sehr interessiert. Was aber diese Tagung von ähnlichen Veranstaltungen andernorts unterschied und für viele der Anwesenden zur eigentlichen Erfahrung wurde: Hier, an diesem Ort, im Miteinander entstand zunehmend ein religiöses Klima, in dem die einzel-

20 Pater Kentenich sagte dies kurz nach seiner Entlassung aus dem KZ Dachau in einer Predigt vor der Gemeinde Ennabeuren am 12. Mai 1945.

nen den Wert ihrer eigenen Person, aber auch ihr Verhältnis zu Gott neu zu sehen begannen.
Die geistigen Einsichten dieser Tage wuchsen aus der geistlichen Erfahrung – und wurden zu dem Entschluß, jetzt in kleinen Schritten ganz konkret das eigene Leben daraus zu gestalten.
Diese Tagung ist ein Zeichen, daß wir als Christen Wege haben, um Menschen von heute für die tieferen Gründe ihrer Würde aufzuschließen. Daß das heute nötig ist, steht außer Frage. Denn Menschenwürde ohne Gott geht über kurz oder lang in funktionale Kalküle ein. Und, um es mit einem Wort von Reinhard Löw zu sagen: Dann geht sie auch ein!

Marieluise Becker

Der Gott unseres Herzens

Die Kirche sucht heute immer wieder nach Wegen, um dem Christen unserer Tage spirituelle Hilfen für sein Leben anzubieten. Pater Kentenich hatte ein besonderes Charisma für den heutigen Menschen. Er beobachtete die geistigen Strömungen und unterschwelligen Bewegungen, die Zusammenbrüche und Krisen unseres Jahrhunderts, die – wie er meinte – ein neues Saeculum heraufführen werden. Er sprach von einer Zeitenwende, die einen „neuen Menschen" und „neue" Gemeinschaftsformen erfordert. Seine Zeit und Kraft widmete er deshalb der Erziehung einzelner Menschen und neuer Gemeinschaften, um auf diese Weise der Kirche und der Gesellschaft nicht nur Ideen und Vorschläge, sondern vorgelebte Lösungen und Modelle anbieten zu können.

In den folgenden Überlegungen wollen wir nur e i n e r Spur seiner Spiritualität nachgehen, die dem Menschen unserer Tage eine echte Chance der Selbstverwirklichung in Gnade und Freiheit anbietet. Es geht um die *Wiederbelebung des Taufbundes*, um die Entfaltung der fundamentalen Gnade, die Gott jedem Getauften schenkt. Es ist eine Realität, daß der Dreifaltige Gott durch die Taufe den Menschen in seinem Innersten umfängt, ja „Wohnung" bei ihm nimmt. Von den Anfängen der Kirche an gab es das Bemühen, die spirituelle Tiefe dieser Urgegebenheit unseres Christseins zu erschließen und das Leben daraus zu gestalten. Pater Kentenich setzt mit seiner Betonung des „Herzensheiligtums" eine große Tradition fort und versucht, sie auf unsere heutige Situation anzuwenden.

ZEUGNISSE AUS SCHRIFT UND TRADITION

Was die Theologie „Einwohnung Gottes" als Frucht des Taufsakramentes nennt, greift *Aussagen der Heiligen Schrift* auf, die dem Christen das Novum seiner Berufung deutlich machen wollen.

Paulus schreibt der Gemeinde von Korinth: „Wißt ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wer den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben. Denn Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr" (1 Kor 3,16 f.). Der Apostel unterstreicht in seinen Briefen immer wieder die Würde, die der Christ durch seine Berufung erhält: „Wir sind doch der Tempel des lebendigen Gottes" (2 Kor 6,16); den Athenern sagt er auf dem Areopag: „Keinem von uns ist er fern. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir" (Apg 17,27).

Bei *Johannes* ist es die Liebe, die das Einssein von Gott und Mensch begründet: „Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten; mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen" (Joh 14,23). „Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir, und ich bin in euch" (14,20). Der Mensch wird in die Einheit von Vater und Sohn hineingenommen, in der Gott selbst sich ihm erschließt: „Wer mich liebt, wird von meinem Vater geliebt werden, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren" (14,22). Gott selbst schenkt dem Menschen die Erfahrung seiner Anwesenheit - eine der großen Gebetsgnaden vieler Christen durch alle Jahrhunderte. Diese Anwesenheit Gottes ist auf Bleiben abgestimmt: „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch" (15,4). Dieses Bleiben - ein typisch johanneischer Ausdruck für die urchristliche Erfahrung - ist stets eine Wechselbeziehung personaler Liebe, ein Liebes-bündnis. Der Mensch kann und muß etwas dazu tun, damit Gott in ihm bleibt: „Wer in mir bleibt, und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht" (15,5); und er fügt eine weitere Verheißung hinzu, die die „Macht" des Menschenkindes über das Herz Gottes offenbart: „Wenn ihr in mir bleibt, und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: ihr werdet es erhalten" (15,7). Johannes führt uns in das tiefste Geheimnis unseres Christseins. Die Gottesfreundschaft, die er bezeugt, ist zuerst freie Initiative und Wahl Gottes, der auf die freie Antwort des Menschen in einem Zeugnis der Liebe und des Lebens wartet: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, daß ihr euch aufmacht und Frucht bringt, und daß eure Frucht bleibt" (15,16). Das Wohnen Gottes in uns will also nicht Passivität des Menschen, sondern Aufbruch in die Welt. Eine Heilige unseres Jahrhunderts, Elisabeth von der heiligsten Dreifaltigkeit, gibt ein Echo auf diese johanneische Erfahrung vom „Bleiben Gottes", wenn sie schreibt: „Bleibt in mir, nicht nur für ein paar Augenblicke oder ein paar Stunden, die vorübergehen, sondern ‚bleibt' dauernd, ständig. Bleibt in mir, betet in mir, betet an in mir, liebt in mir, leidet in mir, arbeitet, handelt in mir" (J'ai trouvé Dieu).

Die *Apokalypse* greift noch einmal dieses Thema auf: „Ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wer meine Stimme hört und die Tür öffnet, bei dem werde ich eintreten, und wir werden Mahl halten, ich mit ihm und er mit mir" (Offb 3,20). Hier läßt sich deutlich erkennen: Gott ist der Einladende, er klopft an; er respektiert die Freiheit des Geladenen. Nur der auf Gott hin offene Mensch hört und erkennt die Stimme. Er muß die Türe seines Herzens öffnen, erst dann wird Gott „eintreten". Aber dann kommt er mit dem ganzen Reichtum seiner Gaben: er hält Mahl mit ihm. Die ganze Bedeutungsfülle des Mahles als Zeichen und Erlebnis der Freundschaft kommt hier ins Spiel, wie es die Antike und der ganze Orient entfaltet haben, wie wir es in unseren Tagen wieder neu entdecken. Mahlgemein-

schaft ist Zeichen eines Miteinander, das bindet. Der Herr vergegenwärtigt und nährt ständig dieses seelische Miteinander im Mahl der Eucharistie. Er stellt unser Miteinander mit ihm in der Ewigkeit unter das Bild des Hochzeitsmahles: „Gekommen ist die Hochzeit des Lammes ... Selig, wer zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen ist" (Offb 19,7.9).

Auch in der *frühchristlichen Tradition* wird diese Wahrheit gelebt und gekündet. Im Barnabasbrief (vor 140) heißt es: „Wir wollen Menschen des Geistes sein, ein vollkommenes Heiligtum für Gott", und an anderer Stelle: „Ein Heiligtum für den Herrn ist die Wohnstätte unseres Herzens." Es kann einen schon innerlich anrühren, wenn man hier im 2. Jahrhundert bereits den Ausdruck „Heiligtum des Herzens" findet, den Pater Kentenich für unsere Zeit neu aufgreift.

Augustinus († 430) drückt die menschliche Urerfahrung aus in seinem bekannten Wort: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, o Gott" und bekennt: „Spät habe ich dich geliebt, du Schönheit, so alt und doch so neu... Ich habe dich gesucht... und siehe, du warst in meinem Innern, und ich war draußen und suchte dich dort" (Bekenntnisse, Kap. 27). So versteht man, daß Liebe zwischen Gott und dem Menschen für ihn eine „inscriptio cordis in cor" ist, eine gegenseitige Herzens-einschreibung, wie sie nach Jahrhunderten in der Schönstattspiritualität beheimatet wurde.

Die *Mystik des Hochmittelalters* ist angefüllt von Erfahrungen der „Einung" mit dem Dreifaltigen Gott im eigenen Herzen. So lesen wir bei Gertrud der Großen († 1302): „Da hast du, mein Gott, Urheber unbeschreiblicher Wonne, meine Gedanken auf dich hingelenkt... Du hast mir gezeigt, wie mein Herz eine angenehme Wohnung für dich werden könnte... Am Abend dachte ich plötzlich an die Worte des Evangeliums (‚Wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen', Joh 14,23)... Da fühlte mein Herz aus Staub, daß du offenbar angekommen warst... Dies geschah vor neun Jahren, und so oft ich seitdem in mein Inneres eingekehrt, habe ich dich immer darin gefunden" (Gesandter der göttlichen Liebe, II,3). Mechthild von Hackeborn († 1299) erhielt das Versprechen von Gott: „Ich gebe dir mein Herz, damit du mit ihm denkst und mich selber und alle Dinge nur um meinetwillen liebst. Mit diesen Worten zog Gott die Seele gänzlich in sich und einte sie so mit sich, daß es ihr schien, als wenn sie mit Gottes Augen sähe, mit seinen Ohren hörte und mit seinem Mund redete, und sie glaubte, kein anderes Herz zu haben als Gottes Herz... Wie Wachs, das vor dem Feuer zerfließt, so zerschmolz die Seele ganz und ging in Gott über, ward selig mit ihm geeint und durch ein Band unlöslicher Einigung mit ihm verbunden" (Buch der göttlichen Gnade, II). Balduin von Canterbury († 1190) schreibt in seinem Traktat über die Liebe: „Gib mir ein neues

Herz... Nimm mein Herz in Besitz und wohne darin. Halte es und erfülle es, du, der du größer bist als das Höchste in mir und innerlicher als das Innerste in mir... Präge mein Herz nach deinem Bild. Präge mein Herz mit deiner Barmherzigkeit!"
Caterina von Siena († 1380) ist bekannt durch ihre Erfahrungen mit der „cella interna", der Klausur des Herzens, in der sie Gott findet: „Die Menschenseele ist wie eine Zelle, in die wir immer wieder einkehren müssen, um der Wahrheit ansichtig zu werden... In Gott findet sie sich selbst, und in sich wird sie Gott finden... Ich möchte, daß ihr diese Zelle ständig mit euch tragt, überall, wohin ihr auch geht, in jeder Beschäftigung. Ihr solltet sie nie verlassen, sondern euch immer darin verbergen, im Chor, im Speisesaal, bei Zusammenkünften und bei den verschiedenen Übungen und in allen euren Pflichtarbeiten" (Brief 154). Oder in Brief 241: „Ihr werdet in der Zelle eurer Seele die ganze Gottheit finden." „Dann wird die Seele in der Tat ein Garten voll duftender Blumen heiligen Verlangens, in deren Mitte der Baum des Kreuzes steht, an dem das unbefleckte Lamm hängt, das mit seinem Blut diesen Garten tränkt und reife Früchte wahrer und echter Tugend hervortreibt" (Brief 6).

Die großen Mystiker Spaniens bezeugen ähnliche Erfahrungen. Johannes vom Kreuz († 1591) schreibt in seinem „Geistlichen Gesang" (39): „Die Seele, die mit Gott vereinigt und in ihn verwandelt ist, haucht in Gott und auf Gott hin einen erhabenen Odem, den Gott, der in der Seele wohnt, in sich selbst haucht, gleichsam als Ebenbild seiner selbst." Bei Teresa von Avila († 1582) finden wir zahlreiche Hinweise auf den „Himmel unserer Seele". So schreibt sie im Kapitel 46 ihrer „Vida": „Wo Gott weilt, da ist der Himmel." Die Seele braucht nur dieses: „Sich in Einsamkeit zu versetzen und ihn in sich selber zu erschauen... Seht, es ist so wichtig, folgende Wahrheit zu verstehen: in unserem Innern weilt der Herr, und dort weilen wir mit ihm." Im Gebet der Sammlung sammelt die Seele „all ihr Vermögen und wendet sich in ihr Inneres mit ihrem Gott. Schneller belehrt sie hier der göttliche Meister, schneller als bei irgendeiner Gebetsweise verleiht er ihr das Gebet der Ruhe... Wer sich auf solche Weise in dem kleinen Himmel unserer Seele einzuschließen vermag, wo er weilt, der Schöpfer des Himmels und der Erde, der geht wahrhaftig auf erhabenem Weg und wird bis zum Quellwasser vordringen, da er schnell vorangelangt... Es ist der Weg des Himmels... Nicht weilt man dort auf der Erde, und geborgen ist man vor vielerlei Gefährdungen... Wer auch nur von einem Funken getroffen wird, wird ganz entflammt, da nichts Äußerliches im Weg ist. Es weilt die Seele allein mit ihrem Gott. Das ist gute Vorbereitung für einen Austausch" (Kap. 47). Bis heute bleibt die karmelitanische Spiritualität davon geprägt, wenn wir nur an Elisabeth von der Dreifaltigkeit denken, die diese

Erfahrung neu in unser Jahrhundert hineingeschenkt hat (vgl. REGNUM 1/1990).

So könnte man Text an Text der Gotterfahrenen aneinanderreihen. Die Wesensaussage über die Einwohnung Gottes im begnadeten Menschen bleibt immer gleich, aber ihre Ausprägung ist so vielfältig und je und je persönlich, wie es der Heilige Geist denen schenkt, die sich ihm öffnen und in die Erfahrung der einwohnenden Nähe Gottes hineinführen lassen.

„HERZENSHEILIGTUM" IN DER SPIRITUALITÄT SCHÖNSTATTS

Wenn wir nun auf Pater Kentenich und die von ihm begründete „Schule" der Spiritualität schauen, fragen wir nach dem Stellenwert der Einwohnung Gottes im Menschen in der Verkündigung Pater Kentenichs. Da steht zuerst *die Person der Gottesmutter* vor uns. Sie ist seine „magistra vitae", seine alleinige Erzieherin, die ihn auf seine Aufgabe als Gründer vorbereitet hat. Für ihn ist sie ganz wesentlich *die Immaculata*, das „unverdorbene Konzept", das Idealbild des Menschen, wie Gott es sich gedacht hat. Sie war „voll der Gnade", und deshalb war ihr Herz d a s Heiligtum Gottes, das er sich selbst bereitet hatte, bevor er in ihrem Herzen und ihrem Schoß Wohnung nahm. Unter dem Kreuz weitet Gott ihr Herz zum Heiligtum für alle Menschen, indem Jesus sie zur Mutter aller Erlösten machte („Siehe Deine Mutter!"). Im pfingstlichen Coenaculum ist sie die Herzmitte der jungen Kirche. So ist sie für Pater Kentenich d e r neue Mensch, in dem Gott lebt und der in Gott lebt, d i e Frau, die ganz aus der Gnadenfülle des Dreifaltigen Gottes lebt. Sie ist nicht Episode, sondern der Mensch, der nach dem Plan Gottes für immer und in seinem Auftrag vom Himmel her in die Welt hineinwirkt und die Menschenherzen für Gott bereiten und bewahren soll.

In der *Entstehung Schönstatts* hat sie sich als *Erzieherin im Heiligtum* niedergelassen und im Liebesbündnis viele Menschen in den Lebensstrom des Dreifaltigen Gottes hineingezogen. Das fing in der Lebensgeschichte Pater Kentenichs selbst an. Er bekannte von sich, daß sie ihn seit seinem neunten Lebensjahr erzogen und geformt habe. Dann wurde er ihr auserwähltes Werkzeug, um neue Christen zu erziehen, nicht so sehr „Lesemeister", sondern vielmehr „Lebemeister", Christen, die sich im Alltag bewähren. Es ging ihm um die Authentizität des Menschen, die allein noch überzeugt, um die Ganzheitlichkeit von Natur und Gnade, um den „durchsittlichten, durchgeistigten und durchgöttlichten Menschen". Sein Lebensweg als Gründer in schwieriger Zeit führte ihn immer tiefer in das Leben mit dem Dreifaltigen Gott. Das prägte sein ganzes Denken, Reden und Tun, wie es

ungezählt viele Menschen in der Begegnung mit ihm erfahren durften. Er nannte dies nüchtern einen „geschlossenen, ganzheitlichen Lebensstil", der von innen her trägt, den er als Gründer seiner Gemeinschaft weiterschenken wollte. „Ich meine offen und ehrlich bekennen zu sollen: darin sehe ich die mir von Gott gestellte Aufgabe, ungezählt viele Menschen hinzuführen in die totale Hingabe an den ewigen, unendlichen Gott, sie heimisch zu machen in der jenseitigen Welt und Wirklichkeit... Allen Menschen zu helfen, ausgesprochen jenseitige Menschen zu werden" (1966).
Selbst die härteste Prüfung als Gefangener der Gestapo im Konzentrationslager Dachau wurde *durch die innere Verbundenheit mit dem Gott des Herzens zu einer Erfahrung des Himmels.* Bei seinem Besuch in Dachau 1967 bestätigte er: „Worin besteht der Himmel?... In der Lebensgemeinschaft mit dem Dreifaltigen Gott, also zwischen der Einzelseele und Gott und zwischen der Gemeinschaftsseele und Gott. Wann also haben wir den Himmel hier auf Erden - soweit das möglich ist? Wenn wir einzeln und als Gemeinschaft tief hineingewachsen sind in die Gemeinschaft mit dem Dreifaltigen Gott... Für uns gilt in eigen- und einzigartiger Weise: Die Hölle ist für uns zum Himmel geworden."
Nach seiner Rückkehr aus dem 14jährigen Exil in Amerika war es ihm ein großes Anliegen, seine geistliche Familie in die Wirklichkeit des Lebens im „Herzensheiligtum" hineinzuführen. Der Ausdruck sollte wohl erklärt werden.

Seit dem Gründungsgeschehen gehörte die *Erfahrung des „Heiligtums"* in Schönstatt, der Gegenwart und Wirksamkeit Gottes und der Gottesmutter an diesem Gnadenort, zu den großen geistlichen Erfahrungen der Schönstattfamilie. Bis 1943 gab es nur dieses eine Heiligtum der Gründungsstätte des Werkes. Während des Zweiten Weltkrieges, in der äußeren Isolierung von Deutschland, errichteten deutsche Marienschwestern in Uruguay ein Abbild des Heiligtums und erlebten, daß ihre Gnadenerlebnisse von Schönstatt dort wieder auflebten. Ganz wach nahm Pater Kentenich dieses Ereignis auf und sah darin ein Zeichen der Vorsehung. Nach dem Krieg wurden *„Filialheiligtümer"* in der ganzen Welt errichtet, überall, wo Schönstatt lebendig war.
Während seiner Verbannungszeit in Amerika zeigte sich Pater Kentenich eine weitere „geöffnete Tür". Im Kontakt mit vielen Familien nahm er ihre Situation in sich auf - Christen, die inmitten ihrer Berufs- und Lebenswelt oft die Gottferne erlebten, die auch durch den sonntäglichen Gottesdienstbesuch nicht wesentlich geändert wurde. Er riet ihnen, zu Hause eine „Schönstatt-Ecke" einzurichten mit dem Kreuz und dem Gnadenbild der Gottesmutter. Die „Hauskirche" der ersten Christengemeinden war wieder-

geboren und wurde zum lebendigen religiösen Mittelpunkt der Familien. Das *„Hausheiligtum"* erwies sich auf diese Weise als Segensstätte für viele Menschen und half ihnen, Gott mitten in der Welt als gegenwärtig und wirksam erfahren zu dürfen. Der entscheidende Schritt für den einzelnen Christen, die Verbundenheit mit Gott in seinem Alltag leben zu können, war dann das *„Herzensheiligtum"*, wie Pater Kentenich die Einwohnung Gottes im Menschen bezeichnete und so in die Schönstattspiritualität integrierte.

So hatte sich in dem ständigen Suchen nach Formen gelebter christlicher Existenz unter den Lebensbedingungen von heute ein ganzer „Kosmos" von Heiligtümern gebildet. Als Pater Kentenich am Ende des Konzils nach Europa zurückkehren durfte, war er 80 Jahre alt. Er trug in sich die Summe eines langen und in Liebe getragenen Lebens, die umfassende Weisheit seiner Erfahrungen mit Gott und vielen Menschen. Die Botschaft vom Herzensheiligtum nimmt in seinem Bemühen, seiner geistlichen Familie sein Vermächtnis zu übermitteln, einen breiten Raum ein. Im Rückgriff auf die Taufwirklichkeit sollte der moderne Mensch von innen her für seine Lebens- und Zukunftsaufgabe befähigt werden. Das Liebesbündnis von 1914 war im Lauf der Schönstattgeschichte ausgereift zum gelebten Liebesbündnis mit dem Dreifaltigen Gott, das seine tiefste Verwurzelung im Herzen jedes Gläubigen finden konnte. Die Zielgestalt des „jenseitigen Menschen", der mit beiden Füßen in der diesseitigen Wirklichkeit steht und doch im tiefsten Herzen in Gott verankert ist, sollte Dauerfrucht und Dauerbestandteil der Botschaft Schönstatts werden.

LEBEN AUS DEM HERZENSHEILIGTUM

Ich möchte versuchen, das konkrete Leben aus der Realität des Herzensheiligtums in Beziehung zu bringen zu den *spezifischen Gnadenerfahrungen*, die seit 1914 in diesem Kosmos der Schönstattheiligtümer in zunehmendem Maß geschenkt wurden.

Ganzheitliche Beheimatung in Gott. Pater Kentenich erlebte den modernen Menschen inmitten einer pluralistischen Gesellschaft zutiefst bedroht. In Dachau hatte er in extremer Weise gesehen, wie halt- und wurzellos der Mensch werden kann, wenn er aus seinem gewohnten Milieu herausgerissen wird. In Amerika konnte er miterleben, wie schwierig es ist, im vielfältigen Druck unserer Industriegesellschaft menschliche Würde und Freiheit zu wahren. In diesen Zusammenhang stellte er das Herzensheiligtum als ein Gnadenangebot, das den entwurzelten und entpersönlichten Menschen

in Gott beheimaten kann. „Wenn wir mit dem Herzen, mit Verstand, Wille und Trieb hineinwachsen, uns hineintragen lassen in die jenseitige Wirklichkeit, stellt das ein Stück Himmel dar... Nur wenn der Mensch in und aus Gott lebt, kann er standfest werden. Dann kann ich ihn selbst in die ‚Hölle' schicken, er kommt wieder aus der ‚Hölle' heraus" (Rom-Vorträge 1965). Für die Kirche, religiöse Gemeinschaften und alle Christen sind schützende Mauern, ob Klostermauern oder die geistigen „Mauern" einer religiösen öffentlichen Atmosphäre, gefallen. Deswegen müssen wir lernen, *eine innere Klausur* zu errichten, eine „cella interna", die uns ständig in der Gegenwart Gottes leben und atmen läßt und uns innere Kraftquellen erschließt. Dann wird Gott zum Wurzelgrund unserer lebendigen Persönlichkeit und befähigt uns, ihn in jedem Milieu präsent zu machen.
Pater Kentenich wußte aber auch um die Abgründe unseres un- und unterbewußten Seelenlebens. Eine Religiosität, die nicht die Tiefenseele erfaßt, kann auf die Dauer nicht tragfähig bleiben. Deshalb kam es ihm darauf an, die Urtriebe im menschlichen Herzen zu erfassen und sie mit Gott zu verbinden. Das heißt aber auch, daß der Mensch die ersehnte Beheimatung in Gott normalerweise nicht in vollem Maß erfahren kann, wenn er nicht zuvor im menschlichen Bereich Vorerlebnisse personaler Bindung und Heimat hatte. Pater Kentenich selbst wurde für viele zum Transparent der Väterlichkeit und Mütterlichkeit in Gott. Normalerweise sollte die natürliche Familie mit Eltern und Geschwistern der erste Ort sein, wo Heimat erfahren wird. Heimat ist da, wo ich verstanden und angenommen werde. Welch eine Tragik, wenn das nicht geschenkt wird! Aber durch lokale und vor allem personale Bindungen könnten die verwundeten Kräfte des Herzens ausheilen zu einer gesunden Personmitte. So müssen natürliche und gnadenhafte Faktoren zusammenwirken, damit letzte Beheimatung erfahren werden kann.

Die Gnade der seelischen Wandlung. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist!" Dieses Wort aus dem Volksmund führt uns gut weiter in unseren Überlegungen. Wenn der Dreifaltige Gott von einem Menschenherzen Besitz ergriffen hat, bleibt er nicht untätig. Er lebt und wirkt in uns, es ist sein größter Wunsch, daß jeder Mensch zur vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit mit all ihren Kräften und Gaben gelangt, bis er in die ewige Gemeinschaft mit ihm heimkehrt. Auf Erden schenkt er uns ein hell-dunkles Licht, das uns in eine wachsende Selbst- und Gotteserkenntnis führt. Je mehr dabei der Mensch sich auf Gott einläßt, um so tiefer kann dieser ihn läutern: sein Herz, seinen Willen, seinen Verstand und seine Triebe. Der Bündnischarakter unseres Gottesbezuges, den Maria als Erzieherin ständig begleitet, führt in einen permanenten Lebens- und Liebesaustausch mit dem innewohnenden Gott. Die Einladung der Heiligen

Schrift: „Betet ohne Unterlaß!" und: „Euer Wandel soll im Himmel sein" kann sich auf diesem Weg tatsächlich realisieren. Das Leben selbst wird langsam zu einem Dialog mit Gott. Wenn der Mensch die Sensibilität und Feinhörigkeit entwickelt, um die Einladungen Gottes in den Ereignissen und Erlebnissen des Alltags zu vernehmen und zu beantworten, findet ein ständiger Austausch der Liebe statt. So wird das Leben zu einem ganz intensiven In-, Mit- und Füreinander der beiden Bündnispartner. Auch Sünde, Versagen und Schuld können letztlich nicht trennen. Die Gnade der Versöhnung und die Erfahrung der göttlichen Barmherzigkeit vertiefen vielmehr das Verhältnis der Liebe zueinander. In einem solchen Leben aus der Realität des Herzensheiligtums geschieht langsam und fast unmerklich eine innere seelische Umwandlung, die sich mit der endgültigen Einladung Gottes zum Schauen von Angesicht zu Angesicht vollendet.

Segensfülle für den Dienst an der Welt. Gott läßt sich nicht ganz im Menschenherzen verbergen. Wenn ein Mensch sich müht um ein Leben der Gottverbundenheit, wird Gott gleichsam aus seinen Augen schauen, durch seinen Mund sprechen und durch sein Herz lieben. Wenn wir in das Leben der Heiligen schauen, wird uns deutlich, was Gott mit Menschen in der Welt erreichen kann, die sich ihm ganz zur Verfügung stellen. Denken wir auch an die verborgene Hingabe vieler Mütter und Väter, die nach Meinung Pater Kentenichs noch mehr tun als Kathedralen bauen, wenn sie ihre Kinder annehmen, sie zu Gott führen und für den Dienst an der Welt befähigen. So drängt das Leben aus dem Herzensheiligtum wie von selbst zum schöpferischen Tun für andere in Kirche und Gesellschaft. „Am meisten wirken heute diejenigen in der Welt, die das göttliche Leben, das sie in sich tragen, ausstrahlen" (Mein Herz - dein Heiligtum, Schönstatt-Verlag, S. 75). Die Anwesenheit Gottes im Menschenherzen ist also nicht Quietismus oder Passivität. Gott ist höchste Dynamik, ist Leben, das sich mitteilen will.

Jetzt verstehen wir besser, weshalb Pater Kentenich die Wahrheit von der Einwohnung Gottes neu belebte. Das Leben aus der Realität des Herzensheiligtums ist für ihn eine Botschaft Gottes an unsere Zeit, die dem Menschen in seiner Not und auf seiner Suche nach sich selbst und nach Gott helfen kann. „Von Herzensheiligtum zu Herzensheiligtum! Eine große Idee, ein weitsichtiger und weitschichtiger Plan. Das würde also heißen: inmitten einer verweltlichten Welt haben wir eine Gemeinschaft, die durch und durch sakral ist" (Mein Herz - dein Heiligtum, S. 75).

SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Kreuz der Einheit – Lebensbaum Schönstatts

Im „Kreuz der Einheit" ist die Sinntiefe der Erlösung anschaulich dargestellt. Über dem sterbenden Gottessohn sehen wir das Symbol des Vaters. Zu Füßen des Sohnes liegt die Erde. Das Kreuz bindet in seiner Vertikalen die Schöpfung an den Schöpfer. An der Seite Jesu steht Maria, seine Mutter und Dauergefährtin, die Vertreterin der Menschheit. Sie ist seinem Sterben im mystischen Mitsterben angeeint. Der Sohn ist dem Vater gehorsam bis zum Tod am Kreuz und löscht den Schuldbrief aus Adams Ungehorsam aus. Maria sagt ihr Ja anstelle der vielen und wird als neue Eva zur Mutter aller Menschen. Sie hält den Kelch unter das brechende Herz des Sohnes. Dort ist die heilige Mitte, in der die beiden eins sind und wieder einen, was durch die Sünde zerbrochen und zerstreut ist.

Hier ist die Sendung Schönstatts angesiedelt: „Kreuzzug des organischen Denkens, Liebens und Lebens". Die objektiv vollzogene Erlösung soll den Menschen und der Welt zugeleitet werden. Die vertikale Bindung gewinnt im Liebesbündnis mit der Gottesmutter menschliche Wärme und lebendigen Impuls auf Gott hin. Um des Erlösungsauftrages willen, dem Maria an der Seite Jesu und die ihr im Bündnis Zugehörenden im besonderen verpflichtet sind, drängt die Vertikale zur Horizontalen. Bindungen werden geknüpft, wachsen in die Tiefe und Weite, kreuzen und durchdringen sich. Es gestaltet sich ein Bezugsfeld, das mehr meint als bloße Solidarität. Es ist ein Mit-, Für- und Ineinander, das aus der Gnade geboren ist und in sie hineinführt, Verwirklichung der Neuen Schöpfung, die am Kreuz geboren ist.

In der Geschichte Schönstatts wurde der *Mariengarten* zum klassischen Bild dafür. Der Garten ist biblisches Bild für den sündenfreien Urzustand des Menschen. Er meint das Paradies, in dem Gott als Vater mit seinen Kindern wohnt. In Maria sehen wir diesen Garten personifiziert. Der „Mariengarten" versteht sich als ein Garten von „Marien", die in Christus um den Vater kreisen, die ihr Leben und Handeln auf die Liebe Christi zum Vater ausrichten. Es ist ein dauernder Mitvollzug der Erlösung, der nicht nur individuell von jedem Einzelnen, sondern gemeinsam getätigt wird. Alle sind einander verbunden, leben aus dem einen Grund und wissen sich einander verantwortlich. Das Ganze wird von der gleichen Liebe beseelt und lebt auf das gleiche Ziel zu, ohne daß sich die Einzelnen in ein Kollektiv verlieren.

Die Öffnung nach oben - hin zum Vater - im Sinne einer wachsenden geistlichen Kindlichkeit und die „Schicksalsverwobenheit" untereinander

bilden Vertikale und Horizontale eines lebendigen Kreuzes. In schönstättischer Sprache wird dies als Inscriptio-Bündnis nach allen Seiten hin gedeutet. Geschichtlich ist der „Mariengarten" Schönstatts mit dem *20. Januar 1942* verknüpft. Er ist die Antwort auf die Entscheidung des Gründers, Christus auf seinem Kreuzweg zu folgen und für die Familie das Kreuz der Lagerhaft zu wählen. Das Kreuz gehört im Sinne des Mitgehens, Mittragens und Mitsterbens wesentlich zum Mariengarten. –

Das Kreuz der Einheit ist in einer späteren Epoche der Schönstattgeschichte entstanden und ist zum Symbol der *Sendung des 31. Mai 1949* geworden. Diese Sendung bezieht sich auf die Wiederherstellung und Erhöhung der ursprünglichen Weltordnung. Das Kreuz der Einheit zeigt das Zusammenspiel von Gott und Mensch, von Christus und Maria im Erlösungswerk. Maria nimmt als Gefährtin und Gehilfin Christi die ihr im Liebesbündnis Angeeinten in Sinn und Sendung ihres eigenen Lebens hinein. Das Kreuz der Einheit ist ein bildhaftes Kompendium für das Leben aus dem Liebesbündnis und zeigt zugleich das Ziel der Sendung auf. So gibt es ständig Impulse für den Tiefgang des geistlichen Lebens aus der Bündniswirklichkeit und weist drängend in die Weite. Die Erlösungsgnade, versinnbildet im Kelch, den Maria unter das verblutende Herz Jesu hält, will an die vielen ausgeteilt werden. Es geht nicht nur darum, im Liebesbündnis mit Maria Sterben und Auferstehung Christi mitzuvollziehen, sondern in Christus und mit ihm die Schöpfung in ihren Ursprung zu binden.
In der Mitte des Paradieses schenkt der Baum des Lebens das ihm von Gott eingestiftete Leben, über das der Mensch nicht verfügen kann. Gott schenkt das Leben erneut vom Kreuz des Herrn, dem Lebensbaum des Neuen Bundes. Der Gekreuzigte verfügt darüber durch die Hände Mariens – durch die Hände seiner Kirche. Analog hat der Lebensbaum Schönstatts, den wir im Kreuz der Einheit sehen dürfen, in der Mitte des Mariengartens eine dauernd erneuernde und einende Aufgabe.
Kreuz der Einheit – Lebensbaum. Er holt den dritten Meilenstein in den Mariengarten ein und verbindet ihn mit der Passio des zweiten Meilensteins, wie sie sich in der Entscheidung des Gründers vom 20. Januar 1942 für das Kreuz und der Antwort des Mariengartens als dem gemeinsamen Mitgehen darstellt. Die innere Gemeinsamkeit in der unbedingten Gefolgschaft dem Gründer gegenüber und die darin verwurzelte Schicksalsverwobenheit untereinander formen den Garten. Vom Lebensbaum in seiner Mitte fällt der Impuls des Geistes, in österlichem Glauben aufzubrechen in die neue Schöpfung, sie als geheilte und vom Geist Gottes überhöhte Welt mitzugestalten.

Priska Volk

Überall in der Kirche herrscht ein Suchen, wie Weitergabe des Glaubens in der heutigen Situation geschehen kann. Auch Schönstatt ist davon nicht ausgenommen. Mehr oder weniger bewußt spüren alle, daß der Gründer eine Zeit vor Augen hatte, die in den ersten Jahrzehnten der Schönstattgeschichte nur erst anfänglich angebrochen war, heute aber voll „da" ist in der Psychologie vor allem der jungen Menschen. Wir suchen nach konkreten Wegen, wie Schönstattpädagogik und Schönstattspiritualität heute wirksam werden können. In den folgenden Zeugnissen sollen zwei bemerkenswerte Erfahrungen wiedergegeben werden, die etwas von der Suchbewegung anschaulich machen können.

Brannte uns nicht das Herz?

Reflexionen zum Jugendfest in Oberkirch

Vier Jahre nach dem letzten Jugendfest in Schönstatt (1989) trafen sich im Herbst 1993 (10.-12.9.) 720 Jugendliche am Schönstattzentrum Oberkirch. Die Schönstatt-Mannesjugend (SMJ) der Diözesen Freiburg und Rottenburg hatte sich für ein regionales Jugendfest entschieden, nachdem für eine zentrale Veranstaltung in Schönstatt nicht genügend Kräfte zur Verfügung standen. Die Trägerschaft lag in den Händen der SMJ Freiburg. Aus der anfänglichen Idee eines „kleinen und einfachen Festes" ist ein bemerkenswerter Lebensvorgang geworden, der auch im Jahr danach noch Früchte zeigt.

DER LEBENSVORGANG DES FESTES: EIN EMMAUSWEG

Miteinander in Bewegung kommen (Entstehungspädagogik)

In der Vorbereitungszeit kamen wir zur grundsätzlichen Entscheidung, kein Thema zu vermitteln, sondern miteinander eine Erfahrung zu ermöglichen. So kamen wir auf den Emmausweg, den wir in allen Tiefen und Höhen immer wieder durchlebten. Es war auch ein schmerzlicher Weg, alles, was nicht optimal in diesen Prozeß paßte, wieder fallen zu lassen. Es war ein Ringen um echte Bewegungspädagogik. Damit wurde das Fest ein großes Bibliodrama.

Laß Deine Seele ankommen - Der Abend der Ankunft (Freitag) hatte nur zum Ziel, die Teilnehmer ganzheitlich ankommen zu lassen. Deshalb gab es Musik und Tanz zum Austoben, viele Räume und Möglichkeiten zum Wie-

dersehen und Kennenlernen, aber auch die Oase der Stille und den nahen Weinberg zum Sich-zurückziehen. Jeder konnte auf seine Art ganz er selber sein und sich daheim fühlen.

Einander das Herz aufschließen: „Sie sprachen über all das, was sich ereignet hatte." Der gemeinsame Weg begann mit einem Gruppenprozeß am Samstagvormittag. In ca. 60 Gruppen überall auf dem Gelände verstreut ging es um das, was den Einzelnen zur Zeit bewegt. Ein Teil der Gruppenbegleiter wurde durch ein gemeinsames Wochenende auf diese Aufgabe vorbereitet, andere hatten zwei Wochen zuvor einen Materialbrief dafür erhalten.
Gegen Mittag konnten alle Gruppen ihre Ergebnisse an einem Meilenstein des Emmausweges anbringen, der rund um das Zentrum mit Pfählen und gespannten Drähten aufgebaut war. Diese kreativ gestalteten Wegstationen mit bemalten Tüchern waren der Stoff, aus dem sich das Jugendfest weiterentwickeln konnte.

Die Kleingruppe bringt Tiefgang – Durch die Kleingruppen vom Vormittag lernten viele, aus der Anonymität und dem festen Freundeskreis auf andere zuzugehen. So ist eine große Offenheit und familienhafte Vertrautheit untereinander entstanden. Der meist sehr persönliche Austausch in der Kleingruppe hat das pure Mitschwimmen in der Masse verhindert. Da sich viele Gruppen auch am Nachmittag noch einmal trafen, konnten persönliche Anregungen und Zeugnisse einen gewissen Tiefgang erreichen. Ohne den Mut zur Kleingruppe wäre die dichte Atmosphäre nicht möglich geworden. Die Gruppenbegleiter waren erstaunlich hoch motiviert, sie hatten ihre Rolle im Ablauf des Festes begriffen. Durch die Kleingruppen konnten wir erreichen, daß sich möglichst viele mit dem Fest identifizierten und es als aktive Mitgestalter erlebten.

Das Leben auf den Punkt bringen (Deutungsarbeit)
„Begreift ihr denn nicht?"

Am Nachmittag wurden von Erwachsenen 13 Workshops angeboten. Es ging um Deutungsansätze für die am Vormittag erarbeitete Lebenssituation der Jugendlichen. Es ging uns nicht um thematische Abhandlungen, sondern um Anregungen, die einen persönlichen Lebensansatz zum weiteren Reifen bringen konnten. Die Workshops waren wie Spiegel, in denen sich jeder wiederfinden und deutlicher erkennen konnte.

„Herr, bleibe bei uns"

Für den Emmausabend wurde der Kapellenplatz umgestaltet: auf den Kiesboden kamen Teppiche, die Kirchentagshocker wurden um den Platz so aufgeschichtet, daß der Platz wie ein erweitertes Heiligtum wirkte. Der Weg des Tages konnte seine Emmausherberge finden, die Bewegung kam zur inneren Ruhe. Aus den Erträgen des Tages konnte eine frohe, religiöse Feier entstehen mit Tanz und Pantomime bis zum Beten und Brotbrechen mit einem Glas Wein in der Kleingruppe. Für viele bekam das „Bleiben" durch die entstandene Atmosphäre einen neuen Sinn.

„Brannte uns nicht das Herz?"

Die Begegnungen in der erzählten Geschichte „Vom Sinn des Lebens" halfen, im eigenen Leben Momente zu entdecken, die ein Erleben von persönlicher Identität, von Selbstsein waren.
Der Tiefgang des Abends stand in innerem Zusammenhang mit der „Oase der Stille" (umgestaltete Hauskapelle), die den gleichen Geist atmete. Der Abend war die geschenkte innere Entzündung der Teilnehmer durch die „brennenden Herzen" von gut 100 Helfern der letzten Wochen und Monate. Es war weder Show noch dramatische Darstellung. Es war ein Sich-Einschwingen in eine innere Ruhe, die um das Heiligtum und in den Herzen entstand.
Als das Fallschirmdach um Mitternacht wegen Wind und Regen zerriß, wurde nach der Bergung der Fetzen das „Großer Gott ..." angestimmt, der Teufel hatte sein Ziel verfehlt.
Diese Atmosphäre hat einer umschrieben: „Es war so etwas in der Luft, als hätte der Himmel die Erde geküßt." So ein Klima entsteht, wenn einer seinem Ich, seinem Persönlichen Ideal ganz nahe ist. Dann wird alles leicht, durchsichtig, schön, frei. Dann ist Gott da, und man schweigt gerne, weil man berührt ist. Worte wurden überflüssig, weil die Herzen begriffen hatten.

„Sie eilten voll Freude in die Stadt"

Die Emmausjünger eilten noch in der Nacht nach Jerusalem. Die Jugendlichen zogen am Sonntag in die Stadt, um im Gemeindegottesdienst Zeugnis zu geben. Die Jugendfesterfahrung konnte somit gleich umgesetzt werden. Das Mittagessen in den Familien der Gemeinde stand zuerst zu sehr unter dem Gesichtspunkt, ob sich genügend Familien finden. Durch die Atmosphäre des Gottesdienstes hat sich diese Frage erübrigt. Es war eine unkomplizierte und gleichzeitig effektive Art, sowohl junge Kirche zu erfahren

(für die Gemeinde) als auch etwas Erlebtes weiterzuschenken (für die Jugendlichen). Die Jugendfestgemeinschaft wurde nach dem innerlichen Entbrennen am Samstagabend nun Feuer und Flamme für die Gemeinde. Zum Kaffeetrinken und Verabschieden sammelten sich die Teilnehmer und die Gastfamilien wieder auf Marienfried. Es war eine schöne Berührung entstanden zwischen Jugendfest und Pfarrgemeinde. Auf den Einzelnen bezogen, war es eine hilfreiche Ermutigung für den Montag danach in der Klasse, im Betrieb und an der Uni.

DER ÄUSSERE LEBENSVORGANG IN DER VORBEREITUNG

Aus einer diözesanen SMJ herausgewachsen

Das Jugendfest ist aus den Strömungen der diözesanen SMJ entstanden. Das waren die Beschäftigung mit dem inneren Wachsen und Reifen seit der Weihetagung 1992, das langjährige Ringen um einen stimmigeren Tagungsstil und das Experiment der Evangelisierung durch das Pilgern. Das Fest hatte damit eine Verwurzelung im Leben einer konkreten Gemeinschaft.
Das Jugendfest wurde zu einem Verdichtungspunkt dieser Entwicklungen und ist auch als Kernerlebnis für die SMJ immer noch fruchtbringend wirksam.
Es war ein Öffnen der diözesanen Weggemeinschaft in die Breite und ein schöpferisches Einbeziehen weiter Kreise. Die SMJ Freiburg konnte als Hauptträger dem Fest seinen originellen Charakter verleihen. Es war ganz „unser Fest", wie viele mit Stolz sagen und gleichzeitig auch das Fest von vielen anderen Verantwortlichen, ohne die es nicht diese Gestalt gefunden hätte. Die Wirkung in die Zukunft im Sinne des Lebensvorgangs zeigte erste Früchte in der Weihe- und Wintertagung. Inzwischen gibt es mehrere „Herzkreise", die mit dem roten Faden des „Jufes" weiterstricken.
Wir verstehen es als ein Projekt, das die SMJ zusammengeschweißt hat, nach außen mehr Profilierung und nach innen eine größere Tiefe bewirkt hat.

Von der Jugend für die Jugend

Von Anfang an waren die Jugendlichen der Hauptträger des Festes. Da nur ein hauptamtlicher Mitarbeiter zur Verfügung war, bestanden die Arbeitsteams fast nur aus Jugendlichen. In wachsenden Ringen suchten die Arbeitsteams selbst weitere Helfer. In den letzten Wochen vor dem Fest wurden es ca. 100 Mitarbeiter.

Verantwortung weckt eigenständiges Leben

Die Selbständigkeit und Verantwortungsbreite der Teams brachte ein hohes Maß an kreativer Leistung zustande. Wichtig war dabei, nicht nur Arbeit, sondern auch Verantwortung zu delegieren. An den Wochenenden trafen sich immer wieder die Arbeitsgruppen in Oberkirch zur Vorbereitung. Die Teams wurden mit dem Ort des Geschehens und mit der Vision des „Jufes" vertraut.

Durch gemeinsame Aufgabe wird Herzensgemeinschaft

Diese Begegnungen brachten viel Vorfreude, gegenseitige Inspiration und Motivation. Eine Jugendfestfamilie entstand. Durch das solidarische Arbeiten an einer Aufgabe entstand ein seelisches Ineinanderwachsen. Es war ein absichtsloses, gegenseitiges Vertrauen entstanden: Was Dir gelingt, wird zur Freude aller; was Dich plagt, wird zur Sorge aller. Das war weniger geplante, aber wirkungsvolle Geistpflege. Diese ansteckende Dynamik zog weite Kreise (Nicht-Schönstätter) in die Helferteams. So ist ein lebendiger Organismus der Jugendfestmitarbeiter entstanden. Es war erstaunlich, was Jugendliche zu leisten imstande sind, wenn sie Vertrauen und Verantwortung geschenkt bekommen.

Junge Erwachsene identifizieren sich neu

Da wir die Veranstaltungen des Sommers personell nicht ausbluten lassen wollten, griffen wir auch auf ältere Jugendliche zurück, die keine direkte Verantwortung mehr haben. Viele „Herausgewachsene" fanden im Jugendfest wieder ein Betätigungsfeld für Schönstatt. Für das Fest brachte das auch den Vorteil, daß die „Älteren" eine Menge „know how" in Sachen Planung und Organisation mitbrachten. Für eine Reihe Älterer brachte das Fest eine neue altersspezifische Identifikation mit Schönstatt.

Die Talente der Praktiker kommen zum Tragen

Das gesamte technische Management war eine Herausforderung, da Marienfried für so viele Leute an einem Wochenende keine Erfahrung hatte.
Wir staunten, daß wir alles mit eigenen Kräften durchziehen konnten. Viele Talente kamen erst durch diese Herausforderung zum Vorschein. Viele Jugendliche entdeckten eine neue Seite Schönstatts, weil sie sich mit ihren praktischen und beruflichen Fähigkeiten einsetzen konnten. Das Fest war eine großartige Erfahrung von „Mein Schönstatt". Wir haben erlebt, wie manche Jugendliche über den praktischen Einsatz eine ganzheitlichere Bin-

dung an das Schönstattzentrum bekommen haben. „Endlich habe ich etwas gefunden, womit ich mich in Schönstatt einbringen konnte und Schönstatt bei mir konkret wurde. Ich dachte schon, Schönstatt ist nur etwas für Intellektuelle und Denker." Dies erzählte einer unserer Jugendlichen, der mit seinen handwerklichen und praktischen Fähigkeiten sehr viel zum Gelingen des Ganzen beigetragen hatte.

DER INNERE LEBENSVORGANG IM EMMAUSTEAM

Herzen immer neu zum Brennen bringen (Visionspflege)

Im Emmausteam haben wir der Pflege der gemeinsamen „Vision" viel Zeit eingeräumt. Die Organisationsplanung schien etwas unter diesem Zeitmangel zu leiden. Visionspflege bedeutete: Emmausgemeinschaft werden, Zeit haben füreinander, miteinander feiern, sich das Fest vors innere Auge führen, sich einfühlen in die Leute, die kommen werden, sich immer die Frage stellen, ob Jugendliche das von innen her mitvollziehen können, immer genügend freien Raum für Gebet und Gottesdienst haben. Bei der Nachbesprechung hieß es: „Schade, daß wir uns jetzt nicht mehr treffen, vor allem wegen der schönen Gottesdienste!"

Alles im Team vorerleben

Alles, was werden sollte, mußten wir im Emmausteam vorerleben und durchs eigene Herz hindurchgehen lassen. Oft war das auch ein Durchleiden von Prozessen, die sich nachher auf dem Fest im Großen wiederholt haben. Der gleiche Vorgang war auch in anderen Teams zu beobachten.

Radikale Pädagogik von unten

Wir wollten die Inhalte „Ichfindung - Persönliches Ideal" nicht zum Thema, sondern zum Erlebnis werden lassen. Damit war klar, daß nicht möglichst viele Dinge, die auch zu Schönstatt gehören, sondern nur dieses eine im Mittelpunkt stehen soll.
Wir wollen nicht etwas hineintragen, etwas vermitteln, einen Inhalt powern, sondern die lebensmäßige Fülle, die jeder mitbringt, wachrufen.
Alles andere ließen wir auf der Seite. So haben wir es im Emmausteam erlebt. Es kam das zum Tragen, was Einzelne in ihren Herzen und in ihren Talenten mitgebracht haben. Vieles, was auch auf dem Fest hätte stattfinden oder eine Rolle spielen können, wurde ausgeklammert, wenn das keiner

unter uns als Herzensanliegen hatte. Das ist eine Pädagogik von unten, radikal von unten.

Klima schaffen, daß die notwendigen Dinge von alleine geschehen

Im Emmausteam haben wir eine Entstehungspädagogik erlebt, die dann auch das Fest charakterisiert hat: wir konnten untereinander die Atmosphäre finden, in der die notwendigen Dinge von alleine geschahen. Es ist die Erfahrung, ernst und angenommen zu sein, in den Talenten erkannt zu sein; sein und tun zu dürfen, nicht zu müssen. Es war immer klar, daß jeder bei allem ganz echt bleiben sollte, jedes Engagement sollte mit seiner Person stimmig sein können. Wir konnten freiwillig einander in die Hände arbeiten, im Beten einander tragen, Meinungsverschiedenheiten austragen und bei allem aneinander richtig Freude haben. Das konnten wir nicht machen, deshalb waren wir auch immer wieder dankbar, daß das so geworden ist. In der stressigen Woche vor dem Fest meinte jemand: „Ihr strahlt alle so!" Man sprach von der heiteren Gelassenheit, die sich auf dem Berg verbreitet habe. Wir dürfen feststellen, daß für das Emmausteam die Vorbereitung mit den vielen Erfahrungen und Erkenntnissen wichtiger war als das Fest selber und daß das Fest ohne diese Erfahrungen nicht die oft genannte besondere Atmosphäre hätte atmen können.

Miteinander sich der Führung Gottes anvertrauen

In dem solidarischen Leben und Arbeiten ist unmerklich ein Übergang vom Sicherheitsdenken und „wir machen das schon" zum Fragen nach dem, was jetzt Gott will, entstanden. Es ist eine Tiefe von Glaubensmut gereift, weil die existentielle Herausforderung bei vielen einen Glaubensschritt hervorgerufen hat. Daraus konnte eine Grundstimmung entstehen, die mit einem heiteren Lächeln feststellt: „Er wird's schon richten". Seit dem Fest hören wir immer mehr von Kindlichkeit, Blankovollmacht und Führung Gottes reden. Einer meinte neulich: „Durch das Jugendfest habe ich an mir erfahren, wie Kindlichkeit konkret gelebt wird."

Mut zum Wagnis

Es wurde sehr viel gewagt, und manche schüttelten den Kopf. „Das wird nie gelingen, warum riskiert ihr so viel, macht's euch doch leichter." Das Fest als offenen Prozeß anzulegen, auf die ernste Mitverantwortung von 60 Gruppenbegleitern zu hoffen, den Heiligtumsplatz statt mit einem Bierzelt mit einem offenen fallschirmartigen Zeltdach zu überspannen, am Sonntag zum Gottesdienst in die Gemeinde zu ziehen, zum Mittagessen sich bei

den Familien von Oberkirch einzuladen ... das brauchte viel Mut. Die Kraft zum Wagnis ist im Laufe der Wochen entstanden, es war ein vorsehungsgläubiges Weitertasten: Können wir es wagen? Daß auf diese Weise am Schluß das ganze Fest ein einziges Wagnis war, ist wohl nur den wenigsten aufgegangen. Für die internen Kreise brachte dieses Wagnis eine existentielle Betroffenheit, die aus dem Glauben zu einer Sorglosigkeit führte: „Jetzt, Gottesmutter, es geht los, es ist Deine Sache!"

DER INNERE LEBENSVORGANG AUF DEM FEST

Es wurden nicht viele Inhalte hineingetragen und doch trugen die Tage eine reiche Fracht. Wie konnte es dazu kommen?

Wenn der Einzelne sich mit seiner Identität beschäftigt wie z.B. in Exerzitien, dann spielt Freiraum, Zeit haben, Entwicklungen machen dürfen, eigene Wege gehen eine große Rolle. Dabei ist die Begleitung des Exerzitienmeisters wichtig. Wie können wir so etwas auf die große Festgemeinde anwenden?

Wir sprechen nicht über Identität, hören keine Referate etc., sondern gehen einen Weg mit den notwendigen Entwicklungsstufen: erst mich erleben in meinem derzeitigen Lebensgefühl, dann ein Wachstum entstehen lassen aus dem eigenen Innern.

Im Blick auf das Fest bedeutete das für uns die primäre Sorge für ein Klima der Geborgenheit: Hier ist wohl sein, hier kann ich frei und echt sein, hier kann meine Seele atmen. Entscheidend war, daß es dabei nicht bleibt, sondern daß sich diese Atmosphäre verdichtete zu einem Wachstumswillen: ich kann der tieferen Sehnsucht nachspüren, daß mein Leben noch mehr sein will. Dieses Wachstum konnte beim Emmausfest am Samstagabend zusammenfließen aus den Gruppen und Workshops und zur Gotteserfahrung werden. Je echter sich jeder gibt, je näher er sich und seinem Persönlichen Ideal ist, um so näher ist er Gott. Gotteserfahrung sollte aus diesem „echter sein Können" als natürliches Bedürfnis von innen und unten entstehen.

Das alles war nicht der Beliebigkeit überlassen, denn in den Teams lebte der zuversichtliche Glaube, daß es gelingen wird, weil es unter uns schon in der Vorbereitung erfahren werden durfte. Gebet, Selbstlosigkeit und Gnadenkapital spielten eine große Rolle, Gebetskreise schalteten sich in die Vorbereitung ein, ein klarer Wille der Verantwortlichen verbündete sich mit dem brennenden Herzen der Gottesmutter im Heiligtum auf Marienfried.

Nach dem Fest

Das größte Geschenk für die Helfer war, auf Marienfried noch zwei, drei Tage bleiben zu dürfen, um die Abbauarbeiten zu leisten. „Noch nie hat Abräumen soviel Freude gemacht." Diese Bemerkung ist bezeichnend für das Klima, das im Helfergottesdienst am Montag mit Händen zu greifen war. Das Gestaltungsteam wollte hinterher gar nicht ausräumen; es tat den Herzen weh, diesen dichten Raum „Oase der Stille" wieder in eine normale Hauskapelle zu verwandeln. Am folgenden Wochenende trafen sich die „Drahtzieher" der SMJ, um dem Verkosten der Erfahrungen eine erste Abrundung zu geben. Dieses Nachkosten entsprach den Entwicklungsprozessen der Vorbereitung.

Raimund Stockinger, P. Heinrich Walter

Wanderschule in Schönstatt

Letzten Sommer sah man eine Gruppe von 16 Schweizern in Schönstatt, ausgerüstet mit Wanderschuhen und Rucksäckchen, querfeldein gehen. Die Schwester, die uns jeden Tag freundlicherweise bereits morgens in das Pater-Kentenich-Haus einließ, wunderte sich schon etwas, daß wir zehn Tage lang immer wiederkommen wollten. Man konnte die Gruppe auch in den Wäldern um Schönstatt antreffen, im Urheiligtum oder in der Anbetungskirche. Sie schienen sich dauernd von den Exerzitien zu erholen, oder ihre Exerzitien bestanden aus lauter Pausen – oder was machten sie eigentlich in Schönstatt?

Ich werde Ihnen erst später verraten, wer wir sind und was uns nach Schönstatt führte. Viel wichtiger scheint mir zu sein, wieso sich einige Leute seit fast 20 Jahren jeden Sommer zu zweiwöchigen Kursen getroffen haben. Vor zwanzig Jahren wollten wir nämlich keine Schönstätter werden, obwohl uns schon damals ein Schönstattpater begleitete. Es ging uns nicht um die Zugehörigkeit zu einem Verein, es ging uns um eine Erneuerung, um eine Revolution unserer Arbeitsplätze. Am Anfang bestand unsere Gruppe vorwiegend aus Lehrern. Wir wollten die Pädagogik von Pater Kentenich umsetzen im Alltag, neue Perspektiven entwickeln, uns nicht als Beamte hinter kopierten Arbeitsvorlagen verstecken, sondern gebildete Leute werden, die ihre Kinder an die Welt heran- und in die Welt hineinführen. Dazu hatten drei von uns auf einer Wallfahrt nach Schönstatt einen Anfang gesetzt. Da wir schnell realisierten, daß wir dies nicht tun könnten, ohne uns selber auf einen Veränderungsprozeß einzulassen, ohne uns selber zu schulen, kam es zu diesen Sommerwochen.

Ein Schulhaus auf dem Land wurde als Basis gewählt. Wir schliefen in Schulzimmern, in der Turnhalle, aßen in der Lehrerwohnung, machten dort eine gemeinsame Morgenbesinnung, feierten die heilige Messe und versammelten uns auch zur Abendbesinnung vor dem Hausheiligtum. Die Notwendigkeit eines Hausheiligtums war tief in uns verankert, ob nun schönstättisch gefärbt oder nicht.

Jeden Morgen machten wir uns auf und durchforschten die Landschaft. Wir zeichneten die Linien der Moränen, sammelten Steine und versuchten herauszufinden, woher der Gletscher sie gebracht hatte, bestimmten Blumen und hörten die Legende der Wegwarte, folgten den Spuren der Tiere und ruhten uns in den Kirchen am Weg aus, stutzten, warum eine romanische Kirche ein solches Geborgenheitsgefühl gab, warum uns einströmendes Licht so berührte. Ordo essendi est ordo agendi. Pater Werner Hegglin, der uns begleitete und mit uns lernte, hatte Vertrauen, daß uns die Ordnung des Seins schon führen werde, wenn wir nur genau genug hinsahen.

Unterwegs lasen wir uns auch Texte vor, mittelalterliche und moderne. Am Mittag, im Schatten der Platanen im Gartenrestaurant oder bei Regen zusammengedrängt in der Beiz, lasen wir uns Erzählungen aus der Gegend vor und immer wieder Texte von Pater Kentenich: „Nur lebendige Persönlichkeiten können lebendige Menschen erziehen und formen." Ja, das wollten wir, uns interessierte die Frage des organischen Denkens brennend. Das wollten wir umsetzen, und wir taten dies auch. Wir merkten aber auch, wie langsam wir sind, wie verhaftet im mechanistischen Denken. Doch die Sommerwochen halfen uns immer einen Schritt weiter, denn diese Übungswochen zentrierten uns, weil alles Unpersönliche in dem Maße von uns abfiel und unbedeutend wurde, wie unser Vertrauen in unser eigenes Erleben wieder erstarkte und uns zu neuen Fragestellungen und Perspektiven führte.

Die Begrifflichkeit Schönstatts blieb auf das Allernotwendigste beschränkt. Wir versuchten das wenige, das wir kannten, zu klären und zu prüfen. Und wir prüften. Auf diese Weise versuchten wir eine neue pädagogische Welt nicht nur zu entdecken, sondern auch zu entwickeln. Vier Stichwörter genügten: Ideal, Vertrauen, Bindung, Spannung. Wir arbeiteten in der Schule damit, überprüften Entscheidungen gegenseitig. Das geschah manchmal am Abend, im gemeinsamen Gespräch, oft aber auch unterwegs, auf einer Endmoräne, unter einem Nußbaum, in einem Mischwald, an einem mäandrierenden Bach, jedenfalls unterwegs. Wir setzten auf das Gesetz der Lebensübertragung und gestalteten die Zeit, die wir miteinander verbrachten, so, daß wir einander möglichst intensiv erleben konnten. Es wurde zur Grundregel, ohne Referenten zu arbeiten – außer es gab spezielle Gründe für das Gegenteil –, denn wir setzten darauf, daß wir von dem profitieren konnten, was wir durch das Jahr hindurch gearbeitet, gelesen und erlebt hatten. Dadurch wurden diese Wochen auch zu einer Standortbestimmung für die Jahresarbeit des einzelnen. Jedes Jahr setzten wir neue Schwerpunkte, um uns immer mehr in die Pädagogik Pater Kentenichs einzuarbeiten. Dazu gehörte auch die Auseinandersetzung mit moderner Literatur, Malerei, Naturkunde und Geschichte. Dabei galt es immer, von Phänomenen auszugehen, denen wir begegneten. Wir vertrauten darauf, daß die Konfrontation mit der Wirklichkeit uns formen kann. Diese Weite nahm vielen von uns die Furcht vor einem Sich-Einbinden. Wir spürten, daß unsere Art, in Schönstatt hineinzuwachsen, eine Neugründung war, wie Pater Kentenich sie von jeder Generation fordert. Hier waren wir dankbar um das Föderative.

Unsere apostolischen Aufgaben, ob Schulungen im kleinen Kreis oder an offenen pädagogischen Tagungen, waren das Resultat unserer Sommerwochen, in denen wir uns in den letzten Jahren auf zwei, dann auf einen Weg beschränkten, der uns täglich an den gleichen Orten vorbeiführte. Die

Reduktion des Organisatorischen ermöglichte uns freiere Gruppenbildung auf dem Weg. Einige von uns dachten jetzt auch schon daran, einen Bund in der Schweiz zu gründen. Mit dieser Absicht machten wir uns dann zu den Sommerwochen '91 nach Schönstatt auf, um einen konkreten Schritt darauf hin zu tun. Nach Sommerwochen in Horw in der Schweiz fuhren wir im letzten Jahr nochmals nach Schönstatt.

Wir wollten uns besser mit den Zeit-, Seins- und Seelenstimmen vertraut machen. „Gott spricht zu uns..." tönt manchmal fast zu einfach, manchmal etwas blasiert oder wie ein Küchenrezept. Wir wußten, daß es immer wieder Einübung braucht in diese Grundwahrheiten, daß wir unser Sensorium dafür bestärken müssen.

Von diesen Exerzitien möchte ich Ihnen nun etwas genauer berichten. Kann man von einer Wanderschule etwas so weitergeben, daß jemand, der nicht mit uns unterwegs ist, doch wenigstens innerlich mitgehen kann? Damit dies deutlicher wird, wähle ich den dritten Tag, einen Dienstag, und lade Sie ein, mit uns diesen Tag zu verbringen, wenigstens für ein paar Augenblicke.

Wir sitzen in der Hauskapelle, der Blumenstrauß beim Marienbild zerstiebt die Funken des einströmenden Morgenlichts. „... weihen wir Dir heute unsere Augen, unsere Ohren, unseren Mund..." Ich möchte, daß meine Sinne heute ganz wach sind, speziell meine Augen und Ohren.

Nach dem Morgenessen die erste Übung: Zeitstimmen. Paul liest aus Krockow „Die Deutschen in ihrem Jahrhundert" vor. Welche Zeitenstimmen hat der Visionär Kentenich aufgenommen, wie geantwortet?

Wir hören vom jungen Kaiser, der den Fortschritt verkörpert, von der rasanten Bevölkerungsentwicklung im ausgehenden 19. Jahrhundert, von der Landflucht, der Bevölkerungsverschiebung in den Westen, der Auswanderungswelle nach Amerika, von Dampfmaschinen und der zunehmenden Mobilität, welche die traditionellen Bindungen stark lockerten. Wir hören vom medizinischen Fortschritt, der Verbesserung der Ernährungslage. Krockow erzählt von der Dominanz der Beamten im Wilhelminischen Zeitalter, vom Fehlen des bürgerlichen Selbstbewußtseins, der Allgegenwart des Generals „Dr. von Staat" und von Langbehn und seiner Sehnsucht nach rückwärts.

Jetzt machen wir uns mit unseren Skizzenbüchern in kleinen Grüppchen auf zum Pater-Kentenich-Haus. Skizzieren Sie auch mit, unabhängig von Ihrer zeichnerischen Begabung, es geht um eine Schulung des Sehens.

Die moderne Architektur des Komplexes wird bei jedem Besuch durchsichtiger. Die Längsachse, welche alles verbindet, den Blick ins Weite öffnet. Wir schauen uns ein Bild des Urheiligtums an, dann die Gründungsurkunde, wir kommen auf die zunehmende Mobilität zu sprechen, die bereits

damals das Lebensgefühl verändert haben muß, und wundern uns über die treffsichere Antwort der lokalen Bindung. Markus bemerkt, daß die meisten unserer Gruppe sich in ihrer Mobilität bewußt einschränken und Beziehungen am Ort vermehrt pflegen, obwohl wir nie eine Sollensethik der Mobilität postuliert haben. Peter, der Dritte in unserem Grüppchen, der an der Entwicklung eines Tret-Elektromobils beteiligt ist, überlegt sich, ob seine Arbeit nicht nur einen weiteren Mobilitätsschub auslösen hilft. Können wir verhindern, daß die Wirklichkeit nicht einfach im Eilzugstempo an uns vorübergeht?

Bei einem Gebet in Gedichtform, das Pater Kentenich im Ersten Weltkrieg verfaßt hat, fällt uns auf, daß er schon damals darauf hingearbeitet hat, die Abhängigkeit vom Staat durch eine tiefere Abhängigkeit und Verwurzelung im letzten Seinsgrund zu ersetzen. „Lehr mich, Deinen Ritter, streiten..." Die Umdeutung des Streitens für das Letzte und Höchste gefällt uns, wenn uns die Sprache auch nicht gerade in ihren Bann schlägt. Es kommen uns die Dadaisten in den Sinn, die damals versucht haben, die Sprache zu zerschlagen, um sie vom Mißbrauch der Kriegs- und Konsumpropaganda zu reinigen. Wir sprechen darüber, wie wir das Anliegen von Pater Kentenich in unsere heutige Alltagssprache hineinübersetzen und merken, daß die Umsetzung in die Lebenspraxis vielleicht unseren Sprachgebrauch am nachhaltigsten verändern wird.

Nach einer Stunde verabschiede ich mich von den andern. Ich möchte den Morgenweg heute ganz alleine gehen, gestern war ich mit Franz unterwegs. Ich gehe hinter der Hauskapelle beim Marienland dem Kornfeld entlang. Vorgestern versuchten wir, das alte Schiefergebirge zu verinnerlichen, auf dem wir hier gehen, gestern die Pflanzen und heute die Tiere. Ordo essendi est ordo agendi. Aber bei mir geht das nicht so schnell. Ich sehe den Rheingraben, das Eifelgebirge, die alten Vulkane und... Die Luft flimmert, ich bleibe stehen. Über dem Kornfeld gaukeln weiße Schmetterlinge. Kohlweißlinge, oder etwas kleiner? Ich sehe das Meer der Ähren und die kleinen weißen Engel, die nicht müde werden zu tanzen, als hätten sich hier Blüten von ihren Stengeln gelöst. Herr, öffne meine Augen, meine Ohren. Ich gehe weiter, wandere mit meinen Augen weiterhin in diesem Meer und stehe nochmals still, ein kurzer Augenblick der Ewigkeit. Auf dem Erbsenfeld vor mir landen Tauben. Warum wurde dieses Feld nicht abgeerntet? Die Schoten liegen, schon bräunlich geworden, darnieder, und ich höre das knackende Springen der Hüllen. Im Feld steht ein Jagdhochsitz. Darauf gehe ich nun zu auf verunkrautetem Weg. Grashüpfer retten sich vor meinem pflügenden Vorwärtsschreiten. Auf dem klapprigen Sitz beobachte ich den Waldrand, wo gestern ein Reh mit seinem Kitz zu sehen war. Die Welt ist reich. Wie oft leiden wir an Seelenhunger, umgeben von der Fülle? Ich werde nicht müde zu schauen. Rauch- und Mehlschwalben

jagen an meiner Kabine vorbei. Sie führen meinen Blick und lassen mich mit den Wolken ziehn. Wieder unten, liege ich ins Unkraut. Nur ein paar Minuten, ich werde dann zügig weitergehen. Vor mir stehen Stengel kreuz und quer, es ist, als ob ich in den Halbschatten des Dschungels schauen würde. Eine Ameise an einer Vogelwicke, kleine Spinnen, die auf den Blätterstraßen vorbeikrabbeln, gemütliche Käfer, die ihren glänzenden Panzer im Sonnenlicht blinken lassen. Jetzt muß ich aber weiter, um ins Tal und auf den Berg Sion zu gelangen, wo uns das Mittagessen erwartet. Doch die Fülle der göttlichen Schriftzeichen läßt mich kaum los. Reife Himbeeren, eine Blindschleiche, die in ihrer Totenstarre vorgibt, ein Ästchen zu sein, und die Lerchen auf dem Feld bei den Anbetungspatres, die Steppenvögel, welche auch in baumreichen Gegenden dabei geblieben sind, aufzusteigen, um singend ihr Territorium zu markieren. Je tiefer wir uns in diese offenbaren Geheimnisse meditierend und beobachtend einlassen, desto deutlicher wird uns die innere Ordnung des scheinbar Chaotischen.

Einige von uns sitzen schon in der Hauskapelle und singen, jetzt gerade Taizélieder, in die man so schnell einstimmen kann. Der rohe Backstein der Kapelle läßt mich atmen und singen. Das Modellkapellchen mit Glühbirnchen zum Ein- und Ausschalten läßt Ruedi schmunzeln. Einige stehen um den Innenhof mit dem keltisch anmutenden Kreuz. Nach dem Mittagessen geht es in freien Gruppen durch den Wald Richtung Urheiligtum. Ich bin mit Roman unterwegs und möchte mehr über sein Jahr in Chile erfahren, von dem er soeben heimgekehrt ist. Wir überlegen, wie wir die Laienmitarbeit auch bei uns besser verwirklichen können.

Im Park neben dem Urheiligtum setzen wir uns in drei Gruppen auf die Bänkchen. Das Hineinhören in die Seelenstimme wird jetzt im Zentrum stehen. Jeder hat den Text bei sich, der ihn im Moment am meisten anspricht. Diesen wird jeder in seiner Gruppe vorlesen und die andern werden versuchen herauszuhören, ob wir dadurch über den Vorlesenden etwas mehr erfahren: über seine Person, sein persönliches Ideal, seine Geschichte und seine Seelenstimme. Nach dem Zuhören geben die Kollegen Rückmeldungen. Am ersten Tag haben einige noch gezögert mit Vorlesen, weil sie befürchteten, fast zuviel von sich preiszugeben. Heute liest zuerst Beat den Schluß von „Belet Samuel", einem Roman von C.F. Ramuz. Ein alter Mann erzählt da aus seinem verpfuschten Leben. Später im Urheiligtum gehen mir zwei Sätze aus Gregors Lesung durch den Kopf: „Ich verstand es nicht zu lieben. Als ich es gelernt hatte, war es schon zu spät. Ich lebe nach rückwärts, lebe es im Geist nochmals." Ich denke an meine Frau, an meine vier Kinder, möchte sie als Persönlichkeiten, als Anruf Gottes, immer besser sehen und verstehen, bete, habe Vertrauen auf das Liebesbündnis, werde gestärkt.

An der Patris-Buchhandlung schaffen es nur die wenigsten vorbeizukommen, ohne wenigstens hineinzugehen. Dann geht's die Abkürzung hügelauf gegen die Anbetungskirche, ich marschiere nun mit Marcel, wir sprechen über unsere Familien, über unsere Frauen, die uns jedes Jahr ziehen lassen. Kühl und dunkel empfängt uns die Anbetungskirche. Vorne flammt der Tabernakel, das Heiligtum. Das goldne Riesenkreuz und das Kind leuchten über dem lodernden Feuer. Ich sitze, zurückgeworfen auf das Erlebte, auf „Samuel Belet", auf meine Seelenstimme. Einer stimmt das Hagios-Lied an. Beim Grab des Gründers versuche ich, hellhörig zu werden auf seine Stimme, gehe dann am Pater-Kentenich-Haus vorbei ins Marienland. Eine Stunde später feiern wir in der Hauskapelle die heilige Messe. Wir bringen dar, was wir heute gelebt und erlebt haben, alle Spuren Seiner Sprache.

Nach dem Nachtessen tauschen wir in der großen Runde aus, was uns heute besonders aufgefallen ist, welche Fragen sich uns stellten, was klarer geworden ist. Unspektakulär und doch immer wieder überraschend, wieviel jeden Tag neu aufscheint. Einer von uns führt am Schluß des Gesprächs in den nächsten Tag ein. Wir werden auf die Menschen und das Menschenwerk achten. Jeden Tag eine Stufe, um dann mit einem neuen Blickwinkel von vorne zu beginnen. In der Wallfahrtskapelle gehen wir den Tag noch einmal durch, spüren dem Erlebten nach, lassen uns von der Gottesmutter den reich gedeckten Tisch eröffnen, nehmen all das Wertvolle singend in unser Gebet. Die letzte Goldammer draußen ist verstummt. Wir singen in die Nacht hinein. Bald werden wir wieder durch die Wälder und Heiligtümer Schönstatts wandern.

Stephan Hegglin-Besmer

BUCHBESPRECHUNG

MENSCHLICHE WÜRDE - Begründung und Entfaltung. Ist der Begriff „Menschliche Würde" eine „verzichtbare Worthülse" (19)? In ihrer Dissertation bei Prof. Lück SAC an der Theologischen Hochschule der Pallottiner in Vallendar unternimmt es die Autorin, dieser Frage nachzugehen, und zwar aus philosophischer Perspektive unter Einbeziehung offenbarungstheologischer Wahrheiten. Sie ist sich sowohl der Bedeutung als auch der Schwierigkeit ihrer Untersuchung bewußt. Denn Menschenwürde als Begründungstopos scheint in ethischen Diskussionen an Bedeutung zu verlieren, nicht zuletzt deswegen, weil „der transzendente Grund menschlicher Würde" zu wenig Beachtung findet.

In der Einleitung stellt Stosiek das „Problem einer Definition menschlicher Würde" fest. Sie zeigt drei Bedeutungsinhalte auf: Würde ist Bezeichnung für Stand, Amt und Rang, „soziologisch gesprochen ein gesellschaftlich hoher Status mit entsprechenden Statussymbolen" (18). Würde kann zweitens ethisch gesehen werden als ein der Persönlichkeit innewohnender Wert, „der ihr eine entsprechende Ausstrahlung gibt" (18). Die weiteste, aber auch formalste Verständnisweise von Menschen-würde ist die, wie sie vor allem „durch die Philosophie der Aufklärung" (19) und durch Kant geprägt wurde: Würde, die jedem Menschen als Vernunftwesen zukommt.

Im ersten Teil geht es der Autorin um das Begründungsproblem. Welchen Stellenwert hat Transzendenz „in philosophischen Verständnisweisen menschlicher Würde" (21-168)? Zum Vergleich zieht sie so unterschiedliche philosophische Verständnisweisen menschlicher Würde heran wie die von Immanuel Kant, Gabriel Marcel, Niklas Luhmann, Peter Singer und Robert Spaemann. Sie sieht vor allem in den Konzepten von Luhmann und Singer so etwas wie Indikatoren für den Wandel in der Auffassung von menschlicher Würde. „Signifikant ist, daß bei *Singer* mit dem Ausfall von Transzendenz der Ausfall der Sinndimension ebenso einhergeht wie ein Zusammenschrumpfen der Wertskala auf das im Nutzenkalkül Verrechenbare" (139).

Besonderen Gewinn wird der Leser, der die scharfsinnige Analyse mitvollzogen hat, aus dem Abschnitt (136-168) ziehen, der den ersten Teil abschließt und zusammenfaßt: Transzendenz und Würde stehen in innerem Zusammenhang. Diesen zeigt Stosiek bei Thomas auf am Verhältnis zwischen ontischer und sittlicher Würde. „Sittliche Würde *gründet* in der Seinswürde" (146).

Im zweiten Teil hebt die Autorin vor allem die Impulse bei Thomas von Aquin hervor (169-281). Es geht um die *Entfaltung* menschlicher Würde. Die drei Abschnitte des zweiten Teiles zeigen die Begründung der *sittlichen* Würde im Person-Sein bei Thomas von Aquin. Im ersten Abschnitt wendet sich die Autorin der „Näherbestimmung des Topos ‚Person als Zweck' mit Hilfe der thomanischen Teleologie" zu. Im zweiten Abschnitt zeigt sie „Elemente der thomanischen Handlungslehre als Hilfe zur Bestimmung sittlicher Würde". Sie arbeitet heraus, wie im Gegensatz zur formalen Struktur der Selbstzweckformel Kants im sittlichen Fundamentalprinzip - dem Ersterfaßten der praktischen Vernunft - „materiale Konstituenten" (192) sichtbar werden. Die Bestimmung „gut" beziehungsweise „böse" ist durch entsprechende Grundstrebungen der menschlichen Natur bereits auf ein bestimmtes „Koordinatensystem ausgerichtet, das freilich entwurfsoffen ist" (195).

Sittliches Handeln als Vollzug aus der eigenen Mitte und die Schlüsselfunktion des Gewissens zur Entfaltung sittlicher Würde sind weitere Schwerpunkte der Untersuchung. Schließlich wird sittliche Würde als „Objekt der Tugendlehre" aufgezeigt (veranschaulicht am „Menschen von großem Format") und die Entfaltung sittlicher Würde als Zusammenspiel von Klugheit und sittlichen Tugenden.

Abschließend stellt Stosiek die thomanische Sicht der Liebe als vollendete Entfaltung sittlicher Würde dar. Die Liebe ist zentrierende Mitte und Form aller Tugenden. Liebe zentriert alle Tugenden zu einem Strukturgefüge. Wie die Sachgerechtigkeit der sittlichen Tugenden nach dem Maß der

Klugheit, so muß die Hinordnung auf das letzte Ziel „nach dem Maß der Liebe bestimmt werden" (273).

Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen über die Freundschaftsliebe. Der amor amicitiae beziehungsweise benevolentiae ist bei Thomas ein Begriff, der die verschiedenen Gehalte der anderen Wortprägungen (zum Beispiel dilectio, caritas) umschließt. „Diese Liebe gründet im Eigenwert der Person" (274). Sie entfaltet sich im Zusammenspiel des „naturalen, von den Trieben getragenen und des geistigen, im Willen beheimateten amor, wobei die Emotionen und Affekte in ihrer Wirksamkeit voll erhalten bleiben und in die Liebesbewegung eingehen" (275). Wird dabei noch erwogen, daß die Freundschaftsliebe des Menschen Gott gegenüber das eigentlich Tragende ist, dann wird deutlich, wie Thomas sich einerseits von Aristoteles und andererseits von Kant unterscheidet.

Während *Kant* wie Thomas das Selbstzwecksein des Menschen postuliert, aber zu wenig sowohl die Liebe als auch die Beziehung beachtet, bewahrt die Berücksichtigung der Liebe bei Thomas „den Menschen vor einer möglichen Überforderung" (278). Der Mensch ist Selbstzweck, weil der Zweck des Menschen Gott ist.

Während nach *Aristoteles* Freundschaft nur zwischen Menschen möglich ist, den Göttern aber Verehrung und Dankbarkeit gebührt, kann der Mensch Gemeinschaft mit Gott erreichen, die Thomas „mit dem Topos Freundschaftsliebe" (275) beschreibt. Würde ist nicht - wie bei Aristoteles - durch eigenes Verdienst erworben, sondern geschenkt.

Der Mensch ist angelegt auf das Absolute, verwiesen auf Transzendenz. Wo die natürliche Vernunft an ihre Grenzen stößt, kann Thomas durch seine theologische Perspektive den Überstieg leisten. „Die ethische Betrachtung gewinnt dadurch ihr Fundament, wird aber keineswegs in ihren Strukturen theologisch verfremdet" (280).

Stosiek weist überzeugend nach, daß sowohl die Begründung menschlicher Würde als auch ihre Entfaltung nicht losgelöst werden kann „vom transzendenten Grund" (281). Vom Standpunkt der gewonnenen Ergebnisse her erörtert sie abschließend die Bedeutung einer christlich fundierten Sicht menschlicher Würde für „die apostolatstheologische Fragestellung" (283-291).

Der große Wert dieser Untersuchung sei noch angedeutet durch das Faktum, daß die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte" von der „Anerkennung der allen Mitgliedern der menschlichen Familie innewohnenden Würde" ausgeht und ebenso unser Grundgesetz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar."

Darüber hinaus findet der „Schönstatt-Leser" unter anderem in den Ausführungen über die Liebe bei Thomas fundiert, was Pater Kentenich mit seinen Reflexionen über den Zusammenklang von naturhafter, natürlicher und übernatürlicher Liebe lehrt.

Andrea Stosiek: Menschliche Würde und ihr transzendenter Grund. Ein Beitrag zu christlich fundierter Argumentation im philosophischen Diskurs, Schönstatt-Verlag, Vallendar 1993, 322 S., 32,- DM.

Herta Schlosser